

Oldenburger Jahrbuch

Band 120, 2020

Geschichte, Kunstgeschichte, Archäologie,
Naturkunde, Bibliographie

Herausgegeben vom
Oldenburger Landesverein e.V.



ISENSEE VERLAG
OLDENBURG

Bücherschau

Einzelbesprechungen

Oliver Auge / Nina Gallion / Thomas Steensen (Hgg.): *Fürstliche Witwen und Witwensitze in Schleswig-Holstein*. Husum: Matthiesen 2019, ISBN 978-3-7868-5701-3, 319 S., zahlr. Abb., kart. (= Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 127), 24,- €.

Seit einigen Jahren widmet sich die Forschung verstärkt der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Den fürstlichen Witwen kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, da sich besonders in dieser Rolle für Frauen ein sonst nicht möglicher Gestaltungsspielraum eröffnen konnte, etwa am stärksten als Regentin bei Unmündigkeit des Erben. Für Schleswig-Holstein fehlte es bisher an einem Gesamtüberblick zum Thema (S. 21). Der Band will dem abhelfen und fasst die Ergebnisse einer Tagung im Schloss vor Husum aus dem Jahre 2017 zusammen und ist noch um drei weitere Beiträge ergänzt, die dort nicht vorgestellt wurden. Allerdings nehmen die Einzelbeiträge nicht nur die Personen, sondern gleichgewichtig auch die Residenzorte der Witwen, die so genannten Witwensitze, in den Blick. Nachdem Oliver Auge und Nina Gallion einen Problemaufriss geliefert haben (S. 17-27), befassen sich neun Beiträge unterschiedlicher Autorinnen und Autoren mit den Witwen der verschiedenen fürstlichen Linien und ihren Wohnsitzen. Ein letzter Beitrag zu einer nichtfürstlichen Witwenschaft schließt den Band ab. Melanie Greinert behandelt die beiden Witwen aus der Gottorfer Hauptlinie, die sie jüngst auch im Rahmen ihrer Dissertation über die Gottorfer Fürstinnen behandelt hat (siehe dazu die Rezension von Gerd Steinwascher in diesem Jahrbuch) und deren Witwensitz das Husumer Schloss war. Der Ort der Tagung von 2017 war also passend gewählt! Ergänzend dazu betrachtet Albert Panten deren öffentliches Wirken in direktem Kontakt zu den Untertanen. Beide Frauen zeigen sich hier in einer sehr aktiven gestaltenden Rolle. Jens Martin Neumann analysiert vorrangig kunsthistorisch die Baulichkeiten des Kieler Schlosses, eines Witwensitzes, der für eine fürstliche Witwe erbaut, aber gar nicht dauerhaft bewohnt wurde. Neumann entschlüsselt die symbolischen Aussagen des Baues als Teil der bewussten Witweninszenierung und als Abbild der dynastischen Ordnung schlechthin. Auch bei Antje Wendts Betrachtung des Schlosses Reinbek, das drei Gottorfer Fürstinnen als Leibgedinge zugewiesen war und nur kurzfristigen Aufenthalt und dem Ausbrechen vom Hofzeremoniell diente, stehen die baulichen und gartengestalterischen Entwicklungen im Vordergrund. Einer ganzen Reihe Plöner Herzogswitwen widmet sich Silke Hunzinger – teilweise belasteten zwei gleichzeitig zu versorgende Witwen die Finanzen des kleinen Herzogtums, die in Ahrensböök und Reinfeld unterkamen. Anke Scharenberg betrachtet die Witwen der Eutiner Fürstbischöfe mit ihren Witwensitzen in Mönchneversdorf, Hamburg und Eutin. Vor dem Erwerb des Eutiner Rathauses, das bis 1787 als erster fest zur Verfügung stehender Witwensitz der Linie umgebaut (aber nie genutzt) wurde, hatte es jeweils Einzellösungen der Unterbringung gegeben. Eine Rolle hierbei spielte die Sonderstellung des Territoriums als Bistum, das sich für die Witwen seiner Bischöfe nicht verantwortlich fühlte, so dass private Lösungen gefunden werden mussten. Carsten Porskrog Rasmussens Thema sind fünf Witwen, die auf Alsen lebten oder Besitzrechte wahrnahmen.

Königinwitwe Dorothea lebte erst in Kolding, dann später in Sonderburg und beanspruchte eine mindestens partielle Landeshoheit in ihrem Wittum im Herzogtum Schleswig, was der Autor als Auslöser dafür ansieht, dass künftig nie wieder einer dänischen Königin ein Leibgedinge in den Herzogtümern zugestanden wurde. Rasmussen richtet auch den Blick zurück, wie dänische Königswitwen in der Zeit davor – seit dem 15. Jahrhundert – versorgt wurden; eine interessante Frage, da die dänischen Könige über mehrere Reiche zugleich herrschten und es mehr Spielräume für die Verteilung der Lasten einer Witwenversorgung gab. Die Größe des Leibgedinges von Königinwitwen konnte enorm sein und betrug in einem Fall mehr als das Doppelte der Größe des Gesamtherrschaftsbereichs der eignen Herkunftsfamilie (S. 181, Herzogtum Lauenburg). Die Lage der Sonderburger und Norburger Herzogswitwen war dagegen eine ganz andere, ihr Unterkommen auf Alsen in Gammelgaard und Osterholm entsprach nur bedingt fürstlichen Residenzansprüchen, doch war Osterholm immerhin „das bedeutendste fürstliche Haus im kleinen Herzogtum nach dem Hauptschloss“ (S. 194). Trotz der Kleinheit der Wittümer – oder gerade wegen? – wurde Herrschaft gegenüber den Untertanen der Gebiete bewusst inszeniert. Mit Königin Christine wendet sich Mirja Piorr einer weiteren dänischen Königswitwe zu, die kurz nach 1500 in Odense ihren Sitz nahm. Der Beginn ihrer eigenen Hofhaltung reicht jedoch schon in die Lebzeiten ihres Mannes zurück; sie agierte dort fast ganz unabhängig von ihm. Die Autorin geht insbesondere auf die von der Witwe und ihrem Hof ausgehenden nachweisbaren Wirtschaftsbeziehungen ein, zu welchem Thema sie eine Dissertation bearbeitet. Eine hohe Anzahl an Witwen im Herzogtum Lauenburg untersuchte Franziska Hornmuth. Ihr zeitlicher Horizont geht als einziger – Porskrog Rasmussen ausgenommen – bis in das Spätmittelalter zurück. Ihre auch statistisch ausgerichtete Analyse wirft einen Fokus darauf, dass die Dynastie als Ganzes in der Person des Regenten Verantwortung für die Versorgung aller ihrer Mitglieder übernahm. Bei den Lauenburger Witwen sehen wir auch die Option einer Wiederverheiratung im Ausnahmefall – wie sie auch bei einer jungen Plöner Witwe einmal stattfand – oder die Strategie der bewussten Heirat mit einer Witwe zur Sicherung des Auskommens nachgeborener Söhne. Thematisch etwas aus dem Rahmen fällt schließlich der letzte Beitrag des Bandes von Detlev Kraack über eine wohlhabende Kaufmannswitwe in Flensburg. Die Herausgeber können in der Einleitung auch nur einen sehr allgemeinen Bezug herstellen, indem der Beitrag zeige, „dass Witwenschaft [...] auch nichtadlige Gesellschaftsgruppen wie eben die Kaufleute betraf“ (S. 24f.). Kraack beleuchtet den Anteil der ökonomisch potenten Kaufmannsfrau an zahlreichen Stiftungen und sieht das Kräfteverhältnis schon in ihren beiden Ehen stark zugunsten des weiblichen Parts verschoben. Selbstbewusstes und unabhängiges Auftreten von Oberschichtenfrauen sieht der Autor als offenbar allgemein akzeptiert an, da sich weitere Beispiele ihrer Art vor Ort finden. Für die oldenburgische Geschichte relevante Bezüge ergeben sich nicht nur in dem Beitrag zu den Eutiner Bischofswitwen. 1603 war Graf Anton Günther (S. 93 Fn. 23) anlässlich der Huldigung der Stadt Hamburg für König und Herzog Gast auf Schloss Reinbek – generell ein Treffpunkt für Angehörige verwandter und verschwägerter Fürstenhöfe. Anna von Oldenburg (-Delmenhorst) tritt als Witwe eines Sonderburger Herzogs in Gammelgaard in Erscheinung (S. 189). Den Wohnsitz Schloss Plön teilte die letzte Herzoginwitwe der inzwischen erloschenen Plöner Herzogslinie, Christine Armgard († 1779), mit dem geisteskranken Oldenburger Herzog Peter Friedrich Wilhelm († 1823), vor dessen sexuellen Fantasien sich die weiblichen Schlossbewohner in Acht nehmen mussten (S. 138). Sein Vater Fürstbischof Friedrich August, der erste Oldenburger Herzog, nahm 1763 seine verwaiseten, unmündigen Neffen Peter Friedrich Ludwig und Wilhelm August in Eutin auf (S. 164f.). Als er tot war, erwog seine Witwe durchaus auch eine Umsiedlung nach Oldenburg in die Nähe ihres Neffen Peter Friedrich Ludwig, zu der es aber nicht kam (S. 166). Mit fast durchgängig farbigen Abbildungen, vor allem den Porträts der überwiegenden Mehrzahl der behandelten Frauen, mit Karten, Grundrissen, Tabellen und Stammtafeln sowie Abbildungen aller Witwensitze ist der Band hervorragend ausgestattet und mit einem Orts- und Personenregister am Schluss abgerundet. Verzeichnisse der Quellen und Literatur befinden sich am Ende eines jeden Einzelbeitrags. Die überaus gelungene Gesamtdarstellung macht deutlich, dass die Rolle der Fürstenwitwe kein einheitliches Bild bietet, das man generalisieren könnte. Das Schicksal der

Witwen schwankte zwischen hoher politischer Mitbestimmung und Wohlvermögenheit einer- und Abgeschobensein in ärmlichen Verhältnissen andererseits. Und nicht nur für die Plöner Witwen gilt, wie immer wieder deutlich wurde, dass die Witwenrolle kein „Zustand stiller Abgeschiedenheit und weltabgewandter Einkehr“ (S. 140) war. Mit dem Thema wurde Neuland betreten, das in diesem Band sicher noch nicht erschöpfend ausgeleuchtet werden konnte. Er wird aber mit Sicherheit wichtige Impulse für weitere Forschungsanstrengungen liefern.

Oldenburg

Sven Mahmens

Oliver Auge / Katja Hillebrand (Hgg.): *Klosterbuch Schleswig-Holstein und Hamburg. Klöster, Stifte und Konvente von den Anfängen bis zur Reformation*. Regensburg: Schnell & Steiner 2019, 2 Bde., ISBN 978-3-7954-2896-9, 1599 S., 781 Farb-, 307 s/w-Abb., geb., 120,- €.

Klosterbücher haben seit einigen Jahren Konjunktur. Nach und nach, Bundesland für Bundesland oder Region für Region, erschienen die mit der Bezeichnung „Klosterbücher“ versehenen handbuchartigen Verzeichnisse, die nach einem einheitlichen Schema allerlei grundlegende Informationen zu den jemals in der jeweiligen Region existierenden Klöstern, Stiften und Konventen zusammentragen. Das macht sie zu Grundlagenwerken für die weitere Beschäftigung mit diesen geistlichen Institutionen, zumal auch die noch existenten Archivalien und Realien sowie die bereits erschienene Literatur möglichst vollständig erfasst werden. Seit 2007 dauerte die Arbeit an dem schleswig-holsteinisch-hamburgischen Klosterbuch, das also zwei Bundesländer umfasst. Dabei ist an der Grenze der heutigen Bundesländer nicht Halt gemacht worden, sondern es wurden – weil eigentlich die historischen weltlichen Territorien zugrunde liegen – auch Orte erfasst, die heute zu Dänemark gehören. Zuletzt war über mehrere Jahre hinweg bereits das baldige Erscheinen vom Verlag angekündigt worden – es dauerte dann aber noch bis 2019, bis die zwei voluminösen Bände erscheinen konnten, die zusammen fast 7 kg auf die Waage bringen. Doch was lange währt, wird endlich gut: das Ergebnis, auf hohem wissenschaftlichen Niveau und in attraktiver Ausstattung, lässt sich wirklich sehen! Die Finanzierung und die Koordinierung der Autoren waren sicher nur zwei der vielen Herausforderungen, die bewältigt sein wollten. 64 Autorinnen und Autoren verschiedener Disziplinen mussten unter einen Hut gebracht werden. Nun ist auch der Norden Deutschlands, eine der letzten „weißen Flecken“ auf der Karte der Klosterbücher mit einem beeindruckenden Ergebnis abgedeckt. 59 Klöster, Stifte und Konvente, Domkapitel, Beginenhäuser sowie Konvente von Schwestern vom gemeinsamen Leben zwischen Elbe und Königsau sind erfasst und in Einzelartikeln beschrieben, darunter auch ganz kurzlebige, über die nur wenige Quellen Auskunft geben. Koordiniert und redigiert wurden die Beiträge von Oliver Auge, dem Kieler Lehrstuhlinhaber für Landesgeschichte und seiner Mitarbeiterin Katja Hillebrand, die beide auch als Herausgeber der Bände fungieren. Die einzelnen Beiträge zu den Institutionen gliedern sich, in fünf Kapiteln, in eine Übersicht zur ersten Orientierung – eine Art „Steckbrief“ – mit grundlegenden Informationen etwa zu Lage, Ordenszugehörigkeiten und zum zeitlichen Rahmen der Existenz (Kapitel 1). Dann folgen genauere geschichtliche Exkurse zur Entwicklung im Gesamttablauf zwischen Gründung und Aufhebung, zur inneren Verfassung, zu Besitzungen, ausgeübter Grundherrschaft und Ökonomie, zum religiösen Leben und zur Schultätigkeit, zum Personal mitsamt Listen der Institutsvorstände (alles in Kapitel 2), danach eine Bestandsaufnahme der Bauten und Sachgüter (Kapitel 3 Archäologie, Bau- und Kunstgeschichte). Ein eigenes Kapitel gilt den Siegeln (Kapitel 4). Das letzte Kapitel beschreibt die Situation vorhandener Archivalien und Literatur. Sechs einführende Aufsätze gehen dem Lexikonteil voraus und bieten ein facettenreiches Gesamtbild. Ein Überblick zur Klosterhistoriographie und -forschung (S. 21-53, Auge/Hillebrand), einer über die Entwicklung der Klosterlandschaft im Norden (S. 55-71, Auge), ein Essay über die monastische Musikkultur (S. 73-83, Linda M. Koldau) und einer über die bau- und kunstgeschichtliche Entwicklung (S. 85-119, Hillebrand). Die letzten beiden Beiträge widmen sich dem

Ende und dem Nachleben des Stift- und Klosterwesens, deren jahrhundertealte Entwicklung mit der Reformation zumeist abrupt endete; allein vier Klöster blieben als ritterschaftliche Damenstifte in Schleswig-Holstein bestehen (S. 121-141, Auge). Andere Klosterbücher gehen in ihrer Konzeption zeitlich bis zum Ende des Alten Reiches, hiesiges endet mit der Reformation. Informationen zu späteren Zeiten finden sich trotzdem in manchen Fällen in den Artikeln. Das einzige heute bestehende wirkliche Kloster in Nütschau wird übrigens nicht behandelt, da es eine nachreformatorische Neugründung (1951) ist. Knapp unter 30 Seiten fallen auf das Säkularkanonikerstift Eutin (Bd. 1 S. 299-325), das als einziges der Institute einen Bezug zur Oldenburger Geschichte aufweist. Das reiche Kulturerbe der Klöster und anderer religiöser Gemeinschaften aus über 500 Jahren bildet sich in den einzelnen Artikeln in systematischer Aufbereitung ab. Dabei erleichtert die gleichartige Struktur der Beschreibungen zukünftig Vergleiche untereinander. Die Einzelbeiträge referieren nicht allein den aktuellen Forschungsstand, sondern gehen durch im Laufe der interdisziplinären Zusammenarbeit der Bearbeiter gewonnene neue Erkenntnisse vielfach darüber hinaus. Das Werk bietet nicht nur dem Wissenschaftler fundierte und kompakte Information, sondern richtet sich auch an den interessierten Laien, der allgemeinverständliche Auskünfte erhält. Sollte einmal die Bedeutung eines Begriffs nicht klar sein, bietet das Glossar mit Begriffserläuterungen ganz am Ende schnelle Abhilfe. Zahlreiche Karten zur Verteilung der grundherrlichen Besitzungen wurden eigens neu hergestellt (hier sei eine kleine Korrektur angemerkt: Auf der Karte S. 771 ist Kembs falsch lokalisiert). Hervorzuheben ist auch die ausgezeichnete Bebilderung mit mehr als 1000 hochwertigen Fotos, die meisten davon von Katja Hillebrand erstellt. Die Wahl der Abbildungen erfolgte nicht wahllos, sondern beruht auf einem ausgearbeiteten Plan, der etwa vorsieht, jeweils die Siegel, eine wichtige Urkunde, historische Karten oder Pläne sowie Bauten und Ausstattungsgegenstände im Bilde wiederzugeben. Ein Gesamtregister für Orte oder Personen ist dagegen bedauerlicherweise nicht erstellt worden, was die Benutzbarkeit etwas erschwert. Doch wer sich künftig mit geistlichen Einrichtungen in Schleswig-Holstein oder Hamburg beschäftigt, kann an diesem beeindruckenden Grundlagenwerk nicht vorbeigehen, das die Herausgeber selbst nicht zu Unrecht als „umfassendes und schönes Werk“ (Bd. 1 S. 10) bezeichnen. Einzig der hohe Preis wird manche von der Anschaffung für den eigenen Bücherschrank abschrecken.

Oldenburg

Sven Mahmens

Verein der Freunde, Förderer und Ehemaligen des Gymnasium Antonianum e.V. (Hg.): *Festschrift 300 Jahre Gymnasium Antonianum Vechta*. Gesamtedaktion: Inge Wenzel, Vechta: Selbstverlag 2019, ohne ISBN, 399 S., zahlr. Abb., 15,- € (erhältlich im Sekretariat des Gymnasiums).

Durchaus gewichtig (1,5 kg) ist sie geworden, diese Festschrift zum gewichtigen Jubiläum einer zentralen schulischen Einrichtung des Oldenburger Münsterlandes mit heute über 900 Schülerinnen und Schülern. 300 Jahre Gymnasium waren Anlass, nicht bloß eine biedere Schulchronik, sondern im Gegenteil ein buntes und facettenreiches Erinnerungsbuch vorzulegen, eben eine „Festschrift“ für die Schule und für die mit ihr verbundenen Menschen. In ihr stellt sich das GAV einerseits als traditionsbewusste, lebendige und zukunftsorientierte schulische Einrichtung vor, die sich heute als „Europaschule“ bezeichnen und viele zusätzliche schulische und außerschulische Angebote machen kann. Andererseits dokumentieren v.a. viele Beiträge Ehemaliger deren Verbundenheit mit dem GAV. (Schul-)historische Beiträge im engeren Sinn gibt es daher kaum, was angesichts der bisher zu den Jubiläen erschienenen Festschriften durchaus Sinn ergibt. Förmlich ‚versteckt‘ befindet sich allerdings erst ab S. 225 – von 265 Textseiten, der Rest von 399 Seiten ist v.a. Bildern und Namen vorbehalten – ein kurzer Beitrag des Geschichtslehrers Olaf Bröcker zum kuriossten Thema des Jubiläums: „Oh Schreck, wir sind 5 Jahre jünger!“ Denn wenige Schulen dürften es erleben, dass drei Jubiläen zu einem „falschen“ Datum gefeiert wurden und dann ein Jubiläum, wie es in Vechta für 2014 geplant war,

kurz vor seiner Durchführung verschoben werden musste, ein Schicksal, das die Schule und ihre Förderer aber am Ende sehr gelassen hinnahmen. Denn wahr blieb und bleibt: „Und das Antonianum ist immer noch das älteste Gymnasium des Oldenburger Münsterlandes!“ Der Hintergrund der Verlegung: Im Schularchiv, das seit einigen Jahren in Oldenburg im Landesarchiv sicher bewahrt wird und dort (vom Rez.) erschlossen wurde, liegt auch ein Schriftstück, das seit 1896 als Basis für die Jubiläen 1914, 1964 und 1989 diente. Seine korrekte Lesung aber verweist eindeutig auf „1719“ als Jahr der Erhebung der im 17. Jahrhundert gegründeten Lateinschule zum Gymnasium. Der ehemalige Geschichtslehrer des Antonianum Markus Instinsky konnte 2013, als schon erste Planungen liefen, auch inhaltlich nachweisen, dass „1714“ nicht korrekt sein konnte. Da er dies an anderer Stelle (OV) dargelegt hat, bietet Instinsky unter dem Titel „Das Gymnasium Antonianum Vechta im Jahre 1914“ einen sehr lesenswerten Beitrag über die Schule, die ihr geplantes Jubiläum damals aus viel dramatischeren Gründen, nämlich wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs, am Ende absagen (und auf 1930 verlegen) musste. Was die Ereignisse von 1914 für die Schule und ihre Schüler kurz- und langfristig bedeuteten, präsentiert er sehr anschaulich anhand der Überlieferung im Schularchiv (S. 204-216). Gegliedert ist die Festschrift in acht größere Abschnitte: Nach dem Vorwort der aktuellen Schulleiterin und diversen Grußworten folgt als dritter Abschnitt eine Selbstdarstellung der Schule in kurzen Beiträgen (1-3 Seiten) der Schulleiterin, diverser Fachleiter/innen, Arbeitsgemeinschaften, Partnerschulen und Gremien. Vollständigkeit wurde hier nicht angestrebt, da z.B. die Naturwissenschaften ganz außen vor blieben, dafür einige Kooperationsprojekte vorgestellt werden (S. 25-97). Nicht weniger als 35 (Kurz-)Beiträge spiegeln schulisches Leben der letzten sieben Jahrzehnte in den Erinnerungen ehemaliger Schülerinnen und Schüler, Schulgeschichte der etwas anderen Art, ein wenig impressionistisch, oft anekdotisch, gelegentlich auch zum Schmunzeln einladend. Auf eine z.B. chronologische Anordnung (nach Abiturjahrgängen) wurde verzichtet. Eröffnet wird hier der Reigen von mehreren Beiträgen des Abiturjahrgangs 1964, als die Schule ihr 250-jähriges Jubiläum feierte, das GAV erstmals Mädchen aufnahm – und das deutsche Bildungswesen allmählich in einen seiner größten Umbrüche („Bildungsexplosion“) geriet. Der letzte Beitrag dieses Abschnitts, eine schöne kleine biographische Studie von Hermann Rasche über den Dichter Rolf Brinkmann, fällt hier fast ein wenig aus dem Rahmen (S. 99-201). Im Abschnitt V („Schulgeschichte“) befinden sich nicht nur die anfangs erwähnten Beiträge, sondern z.B. auch Erinnerungen der Schulleiter Zapfe (1981-2008) und Rörsch (2008-2016) und der Schulleiterin Wenzel (seit 2016). Rörsch spricht u.a. die vorteilhaften Aspekte des Umzugs des Schularchivs an, der der Schule anfangs alles andere als leichtfiel. „Das Antonianum im Jubiläumsjahr“ (VI) bietet vor allem aktuelle Gruppen-Fotografien, Abschnitt VII die Namen der Abiturienten von 1928 bis 2019 und der Lehrer/innen seit 1945. Die Festschrift endet mit dem Verzeichnis der Festschriftautor/inn/en (VIII), das nicht weniger als 78 Personen aufweist, leider ohne nähere persönlichen Angaben. Abschließend sei angemerkt, dass eine allerletzte Durchsicht vor dem Imprimatur vielleicht noch eine ganze Reihe ungewollter Beiträge des Druckfehlerteufels gelöscht hätte.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Gunilla B u d d e (Hg.): *Feldpost für Elsbeth. Eine Familie im Ersten Weltkrieg*. Göttingen: Wallstein 2019, ISBN 978-3-8353-3526-4, 576 S., zahlr. Abb., geb., 24,90 €.

„Morgen mehr“, so lauten die im Sommer 1915 aus Polen an seine Familie in Herford geschriebenen Zeilen von Ernst Budde. Es sind die letzten überlieferten Worte, bevor einige Tage später die Nachricht vom Tod des ältesten Sohnes die Eltern und den jüngeren Bruder Gerhard ereilt. Die Historikerin Gunilla Budde hat die Geschichte der ostwestfälischen Arztfamilie (und zugleich ihrer eigenen Familie) in dem Buch „Feldpost für Elsbeth. Eine Familie im Ersten Weltkrieg“ verarbeitet. Sie konnte dabei auf eine Überlieferung von ca. 550 Briefen zurückgreifen,

die zwischen der Mutter Elsbeth und den beiden an der Front stehenden Söhnen Ernst und Georg ausgetauscht wurden und die jahrelang unentdeckt im Familienbesitz lagerten. Für die Publikation wurden überdies auch Briefe von Verwandten, die ebenfalls zum Familienverband gerechnet werden, und nahestehender Personen verwendet. Die Autorin beginnt ihre Ausführungen mit einer Einführung zum weiteren und engeren historischen Kontext, in welchem die Familie Budde bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges agierte. Der anschließende Hauptteil des Buches besteht aus zwei Abschnitten: Im ersten (S. 29-235) geht es um die Korrespondenz zwischen der Mutter Elsbeth und dem Sohn Ernst, der gleich bei Ausbruch des Krieges als Freiwilliger Fahnenjunker zur Ausbildung nach Lüneburg kommt und nach kurzer Zeit über Belgien nach Frankreich in das Kriegsgeschehen gelangt. Bereits nach wenigen Monaten geht es für ihn weiter an die Front nach Polen, wo er bis zu seinem Tod bleiben sollte. Der zweite Teil (S. 237-561) befasst sich mit dem jüngeren Sohn Gerhard (dem Großvater der Autorin), der nur wenige Monate nach dem Tod seines Bruders ebenfalls als Freiwilliger in den Kriegsdienst tritt. Seine Ausbildung führt ihn zunächst nach Oldenburg, Munster und Döberitz, bevor er im Spätherbst 1916 schließlich auch an die Front in Osteuropa verlegt wird. Schon bald erhält er das Eiserne Kreuz, das jedoch mit einem bitteren Beigeschmack versehen ist: eine schwere Verwundung, erlitten durch einen Gesichtsschuss. Die Verletzung ist so schwer, dass er zur Behandlung in ein Lazarett nach Hannover kommt. Es dauert fast ein halbes Jahr, begleitet von Besuchen der Verwandtschaft, bis er wieder in das Kriegsgeschehen zurückkehren muss. Im Herbst 1917, zurück in Oldenburg, besucht er trotz seiner Zugehörigkeit zum Militär mit Hinblick auf die Nachkriegszeit die Schule. Bis Kriegsende wird Gerhard nicht wieder an die Front abkommandiert werden. Das Buch endet mit einem Ausblick auf den weiteren Lebensweg von Gerhard und Elsbeth Budde. Die Briefe zeigen ein breites Panorama an Emotionen, die sich aus den persönlichen Umständen an der Front und daheim, an Erfolgen und Misserfolgen, an der politischen Situation und an den alltäglichen Banalitäten entzündeten; alles in allem eine „bizarre Mischung aus Profanem und Tragischem“ (S. 550). Die Briefe zeichnen das Bild einer „typischen“ bürgerlichen Familie im Kaiserreich, die durch den Ersten Weltkrieg persönlich aber auch globalpolitisch wie nie zuvor herausgefordert worden ist. Der Großteil des Buches besteht aus den für sich sprechenden Briefen, begleitet nur von kurzen Einordnungen und ergänzenden Kommentierungen. Das ist eine gute Entscheidung, denn es lässt die Leserschaft beinahe ungefiltert in die Lebenswelt der Familie Budde eintauchen. Trotzdem sind die ergänzenden Texte hilfreich; dem Rezensenten ist es nicht nur einmal aufgefallen, dass beim Lesen aufkommende Fragen direkt im Anschluss durch eine kurze Erklärung beantwortet wurden. Für die historische Einbettung selbst von Details hat Gunilla Budde akribisch recherchiert und neben dem Stadtarchiv in Herford auch weitere Archive im ganzen Land konsultiert. Man muss sicher nicht jeder Interpretation der Autorin zwingend folgen, was dem Lesevergnügen im Gesamten aber keinen Abbruch tut. Die beinahe sämtlichen Briefe aus der Zeit des Ersten Weltkrieges enthaltende Korrespondenz zwischen Elsbeth Budde und ihren beiden Söhnen ist in dieser Form eine außergewöhnliche und wertvolle Quelle für die Geschichtswissenschaft. Es ist aber darüber hinaus eine lesenswerte und berührende Lektüre, nicht nur für Historiker.

Oldenburg

Helmut Henschel

Jörg Deuter: *Zweimal Prager Frühling [1912 + 1968]. Über eine Ausstellung, die nicht sein durfte, und über Bohumil Kubišta und die Maler der „Brücke“*. Buchholz: Verlag Uwe Laugwitz 2019, ISBN 978-3-933077-60-8, 140 S., 38 Abb., 13,- €.

Mitte August 1968 reiste der Hamburger Museumsdirektor Prof. Dr. Gerhard Wietek mit gemalten Postkarten der „Brücke“-Künstler im Koffer mit dem Auto nach Prag. Er hatte 1967 eine Vereinbarung getroffen, die Postkarten dort auszustellen. Die Ausstellung wurde am 18.8. eröffnet; am nächsten Tag reiste Wietek zurück; in der Nacht hörte er vom Überfall der Truppen

einiger Warschauer Pakt-Mächte auf die CSSR. Was er in den folgenden Wochen nicht in Erfahrung bringen konnte, war das Ergehen dieser Ausstellung von kunsthistorisch unschätzbarem Wert. Tatsächlich wurde sie nur wenige Tage nach dem Überfall abgenommen und verschwand, bis gegen Ende des Jahres plötzlich jemand vor der Wohnungstür Wieteks in Hamburg stand und die Postkarten zurückgab. Wietek hatte nie erfahren, wer der Bote war, der sich Josef nannte und den weiten Weg von Prag nach Hamburg auf sich genommen hatte. Diese spannende Geschichte hatte Gerhard Wietek (1923–2012) dem jungen Kunsthistoriker Jörg Deuter 2011 erzählt. Dieser sah sich verpflichtet, sie der Nachwelt zu überliefern, nicht zuletzt, weil in der Geschichte neben dem Abenteuerlichen auch eine bedeutsame kunsthistorische Essenz steckt, die Jörg Deuter als „ersten Prager Frühling“ bezeichnet. Im Frühjahr 1911 hatte es schon einmal eine „Brücke“-Ausstellung zusammen mit tschechischen Künstlern in Prag gegeben, die auf einen engeren Kontakt zwischen beiden Künstlergruppen schließen lässt. Verbindende Persönlichkeit war der Prager Maler Bohumil Kubista (1884–1918). Er malte 1911 eine Postkarte „Dame mit Hut“, und drei Freunde unterzeichneten sie mit ihm – Ernst Ludwig Kirchner, Maschka, die Ehefrau von Otto Mueller, und der Maler Willi Nowak. Adressat war Erich Heckel. Gerhard Wietek erwarb diese Postkarte für das Altonaer Museum aus Heckels Besitz. Dieses kleine Ereignis war wie ein Steinwurf ins Wasser, und wie die Wellen in alle Richtungen verlaufen, untersucht Jörg Deuter von Kubista ausgehend alle Verbindungen dieses Künstlers nach Paris und Berlin mit dem Ziel, die besondere Rolle der Prager Expressionisten gegenüber dem Kubisten Picasso und den „Brücke-Malern“ herauszustellen und zugleich deren Interesse an der Kunst der Prager Kollegen zu dokumentieren. Kubista hat an mehreren Ausstellungen der deutschen Expressionisten teilgenommen, er war zuvor in Paris gewesen und hatte auch miterlebt, wie der Prager Sammler Vincenc Kramár wichtige Werke Picassos erworben hatte, was vermutlich den böhmischen Expressionisten zu einem kubistischen Anstoß verholfen hatte. Jörg Deuter sind diese Verbindungen wichtig als Beleg, wie sehr die Künstler inmitten aufgeheizter nationaler Stimmungen schon 1911 international offen waren. Die Entdeckung, dass in Kubistas geometrischer Grundordnung seiner Bilder Elemente von Einsteins Relativitätstheorie zu vermuten sind, die dem böhmischen Maler über französische Freunde Einsteins vermittelt worden waren, könnte Folgerungen haben, denn jüngere tschechische Künstler wie Milan Grygar, Stanislav Kolibal und der Slowake Rudolf Sikora haben auch mit Geometrie und Zeit in ihren Werken gearbeitet und fanden international Resonanz – auch in Oldenburg. Gerhard Wieteks Postkarten-Ausstellung erschien angesichts unerwarteter sowjetischer Panzer riskant, die Vorgeschichte und kunsthistorischen Hintergründe werden von Jörg Deuter umfassend und fachkundig dargestellt.

Oldenburg

Jürgen Weichardt

Sebastian Dohe: *Der Briefwechsel von J. H. W. Tischbein und Herzog Peter Friedrich Ludwig nach den Oldenburger Quellen 1801–1824*. Oldenburg: Isensee 2018, ISBN 978-3-7308-1425-3, 144 S., zahlr. Abb., brosch. (= Oldenburger Studien, Bd. 86), 16,- €.

Dr. Sebastian Dohe ist ein ausgewiesener Kenner der Oldenburger Gemäldegalerie, deren Bestand auf Herzog Peter Friedrich Ludwig und dessen Eutiner Galerieinspektor J. H. W. Tischbein zurückgeht. Dohe hat nun eine kommentierte Edition des Briefwechsels zwischen J. H. W. Tischbein und Herzog Peter Friedrich Ludwig vorgelegt. In der Einführung schildert er knapp den historischen Kontext der Briefe und ihrer Verfasser und setzt sich mit der bis dahin einzigen Briefedition zu Tischbein von Friedrich Kurt von Alten von 1872 kritisch auseinander. Der Oldenburger Quellenbestand im Landesarchiv Niedersachsen – Abteilung Oldenburg, und im Landesmuseum für Kunst und Kultur in Oldenburg wird zusammenfassend vorgestellt, insgesamt sind es 52 Aktenstücke. Es folgt die minutiöse Transkription der in Oldenburg überlieferten Briefe und Briefentwürfe in der Abfolge von Originaltext, Bibliographie und Kommen-

tar. Die sehr sorgfältigen Transkripte folgen der Originalsprache mit allen ihren Besonderheiten und Fehlern. Im Anhang finden sich das Verzeichnis der Quellen mit ihrem Standort und der Konkordanz der beiden Editionen sowie ein Literaturverzeichnis und ein Index der vorkommenden Personen. Die vorliegende Edition erlaubt neue Einblicke in das künstlerische Selbstverständnis von Tischbein und in den Hintergrund seiner Werke, insbesondere in sein Schaffen für die Ausstattung des Oldenburger Schlosses, aber auch anderer Werke aus der zweiten Lebenshälfte Tischbeins. Seine Lebensverhältnisse werden sichtbar, bisweilen auch seine finanzielle Lage. Die künstlerischen Absichten Tischbeins, aber auch sein Bemühen um weitere Aufträge treten zu Tage, ebenso auch Tischbeins Bewertung des herzoglichen Einflusses auf ihn. Bei all dem wird die künstlerische und persönliche Entwicklung Tischbeins über die rund 20 Jahre der Verbindung mit seinem Landesherrn deutlich. Dagegen bleibt Herzog Peter Friedrich Ludwig mit seinem sehr viel geringeren Briefumfang vergleichsweise blass. Seine Rolle beschränkt sich im Wesentlichen auf die Auftragserteilung, das Einbringen der Gemälde in die Räume des Oldenburger Schlosses und auf die stets wohlwollende Anerkennung für „seinen“ Künstler. Der Briefstil der beiden miteinander entspricht den zeitgemäßen Regeln erlesener Höflichkeit und ist bisweilen sogar herzlich. Immer wieder setzt sich Dohé mit der Briefedition v. Altens auseinander, gerade die Konkordanz im Anhang erweist sich dabei als sehr hilfreich. Besonders hervorzuheben ist die umsichtige Auswahl der beigefügten Abbildungen, die sowohl dem Laien wie dem Fachmann das Verständnis der Texte und der Kommentare sehr erleichtert. Auch der gründliche Vergleich von Briefentwurf und Brief, wo immer möglich, wirkt erhellend für das Verständnis des Lesers. Die knappen Kommentare Dohés beleuchten bedeutsame Passagen in den Texten, ohne den Leser zu bevormunden. Der Verfasser wird von seiner kunsthistorischen Perspektive getragen. Das ermöglicht vielfältige Einordnungen der Werke Tischbeins in die Welt der zeitgenössischen und vorangegangenen bildenden Kunst. Die historischen Zusammenhänge bleiben dahinter etwas zurück. Eine Zeittafel der wesentlichen Begebenheiten im Leben Tischbeins und des Herzogs, evtl. sogar eine knappe Lebensskizze des Künstlers würden diese Lücke schließen. Der Schreibstil Dohés ist angenehm lesbar. Insgesamt ist diese Edition ein bedeutsamer und verdienstvoller Baustein für das künstlerische Verständnis von J. H. W. Tischbein, das damit eine solide Basis erhält, welche die klar herausgearbeiteten Mängel der Edition v. Altens überwindet, ohne deren Verdienste zu schmälern. Damit ist auch der Oldenburger Aktenbestand des Briefwechsels gründlich und plausibel aufgearbeitet. Der kunsthistorische Fachmann wird diese Edition mit großem Nutzen zur Hand nehmen, der interessierte Laie findet darin eine anregende Einführung sowohl in die zeitgenössische Malerei im Nordwesten Deutschlands als auch in die Lebensverhältnisse Tischbeins.

Oldenburg

Bernd Müller

Alfred Fleißner: *Die Volkskrankheit. Tuberkulosebekämpfung in der NS- und in der Besatzungszeit im Bezirk Oldenburg-Bremen*. Bielefeld: transcript 2017, ISBN 978-3-8376-4062-5, 178 S., kart. (= Histoire, Bd. 123), 29,99 €.

Bei dem Begriff „Volkskrankheit“ dürfte die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung heutzutage wohl eher an „Rückenleiden“ oder „Depressionen“ denken. Dass die Tuberkulose ebenfalls so bezeichnet wurde – beziehungsweise eine solche bis in die 1950er Jahre hinein war, ist demgegenüber eher in Vergessenheit geraten. Unter dem Eindruck von Covid-19 haben Seuchen und deren historische Rolle Konjunktur. Dennoch gehört die Tuberkulose nach wie vor zu den verbreitetsten Todesursachen und Infektionskrankheiten in weiten Teilen der Welt, während die Erinnerung an Röntgenreihenuntersuchungen, welche auch in Deutschland noch bis in die 1980er Jahre hinein durchgeführt wurden, immer mehr verblasst. Der selbstständige Historiker und Politologe Alfred Fleißner hat bereits eine ganze Reihe von Untersuchungen überwiegend zur Medizin im Nationalsozialismus publiziert. Die vorliegende, mit Mitteln des Forschungs-

netzwerkes Alterssicherung der Deutschen Rentenversicherung geförderte Studie vertieft und erweitert diesen Schwerpunkt in regionaler Perspektive. Im Bewusstsein, dass das Jahr 1945 keine eindeutige Zäsur bei der Betreuung und Pflege von Erkrankten und bei Krankheitsbekämpfungsmaßnahmen war, nimmt Fleßner das Vorgehen gegen die Tuberkulose in der NS- und anschließenden Besatzungszeit im Bezirk Oldenburg Bremen in den Blick. Konkret konzentriert sich der Autor auf sechs Tuberkuloseheilstätten und -krankenhäuser, die von der Landesversicherungsanstalt (LVA) Oldenburg-Bremen zwischen 1939/1944 und 1955 unterhalten wurden. Diese Einrichtungen in Wildeshausen, Sannum, Bad Essen, Bredbeck bei Osterholz-Scharmbeck, Kloster Blankenburg sowie Huntlosen-Hosüne lagen alle in den ländlich strukturierten Gebieten des LVA-Bezirks. Ergänzend wurde wegen ihrer historischen Bedeutung als siebte Einrichtung eine Krankenhausanlage in Hahn-Lehmden in die Untersuchung einbezogen (S. 21-22). Die Ausgangspunkte für die Arbeit waren zum einen ein Aktenfund in den Räumlichkeiten der LVA Oldenburg-Bremen und zum anderen Hinweise darauf, dass in deren Einrichtungen während der Zeit des Nationalsozialismus Krankenmorde durchgeführt worden sein könnten (S. 19-20). Die 2012 entdeckten Verwaltungs- und Patientenunterlagen von 1933 bis 1971, die Tuberkulosebehandlungen in den Heilstätten und Krankenhäusern der LVA dokumentieren, bilden einen Teil des ausgewerteten Quellenmaterials. Es wurde durch weitere Bestände aus dem Niedersächsischen Landesarchiv – Abteilung Oldenburg und dem Bundesarchiv in Berlin sowie Zeitzeugenaussagen ergänzt. Die Auswertung des umfangreichen Quellenmaterials stieß jedoch immer wieder an Grenzen. Im Zuge der Untersuchung zeigte sich der Fund von 2012 als sehr lückenhaft, unvollständig und hinsichtlich der angewandten quantitativen Analysen als nicht „ausreichend verwertbar“ (S. 22, S. 59-64). Diese grundlegenden Probleme werden deutlich benannt und darauf hingewiesen, dass es weitere Auswertungsmöglichkeiten gäbe, die aber bedauerlicherweise im Rahmen der Studie nicht realisiert werden konnten (S. 64). Als Leser bleibt man daher mit dem Eindruck zurück, dass der Hauptquellenbestand, an den offenbar hohe Erwartungen hinsichtlich der Beantwortung der fokussierten Forschungsfragen geknüpft waren, für diese Absicht nur bedingt geeignet war. Einführend geht Fleßner auf die Erkrankung Tuberkulose sowie deren Vorkommen ein und gibt eine präzise Übersicht zu den gängigen Behandlungsmethoden sowie der staatlichen Organisation beim Vorgehen gegen diese Krankheit in dem Untersuchungszeitraum. Neben der Beschreibung der herangezogenen Quellen und deren kritischer Einbettung wäre eine Bemerkung über den recht guten Forschungsstand zur Tuberkulose und deren Bekämpfung hilfreich gewesen. Im zweiten Kapitel werden gesundheitsstatistische Daten ausgewertet. Vorbildlich werden dabei die Schwächen und Problematiken zeitgenössischer Statistiken und deren Erhebung diskutiert sowie die beobachtete „Diskrepanz zwischen Tuberkulose-Mortalität und Tuberkulose-Morbidität“ kritisch eingeordnet. Der Hauptteil (Kapitel 3) ist der Organisation der stationären Unterbringung und Versorgung Tuberkulosekranker gewidmet. Die Heilverfahren sowie das Vorgehen bei der Asylisierung und Zwangsassylierung werden dargestellt. Kriegsbedingt erfolgte eine Einengung der Kriterien für eine Heilbehandlung, so dass im Wesentlichen nur noch diejenigen für eine solche in Frage kamen, bei denen eine Wiederherstellung der Arbeitskraft sowie eine gute Prognose in Aussicht standen. Präventive Behandlungen oder diejenigen von Kindern, Frauen und Schwerkranken wurden hingegen kaum noch durchgeführt. Ebenso zeigte sich eine Ausdifferenzierung der Asylisierungsfälle, indem Schwerkranke in Allgemeinkrankenhäuser abgeschoben wurden. Im Falle von angeordneten Zwangsassylierungen nutzte die LVA Oldenburg-Bremen auswärtige Anstalten (S. 125). Beachtung verdient das Teilkapitel über den Ausschluss tuberkulosekranker Zwangsarbeiter, die man ohne ausreichende medizinische Versorgung ließ und die daher erst nach 1945 in zwei der untersuchten Einrichtungen betreut wurden. In Kapitel 4 wird der Krankenversorgung in der Einrichtung Huntlosen nachgegangen. Die Einrichtung diente erst nach Mai 1945 als Tuberkulosekrankenhaus. Patiententötungen in der Zeit bis Ende April 1945 konnten jedoch nicht belegt werden. Im Fazit resümiert Fleßner, dass der Krieg zu einem Mangel an Behandlungskapazitäten für Tuberkulosekranke geführt habe. Die Krankenversorgung richtete sich demnach an den Erfordernissen der Kriegswirtschaft aus, so dass schwerere Erkrankungen nicht mehr behandelt wurden und infolgedessen

die Sterblichkeit anstieg. Das im Nationalsozialismus herausgebildete System der Differenzierung blieb mit struktureller Kontinuität bis in die Besatzungszeit hinein bestehen. Allerdings wurde dann die Versorgung für ehemalige Zwangsarbeiter und Displaced Persons durchgesetzt. Die Ärzte in den Heilstätten „agierten als Teil eines gut organisierten Systems“, wobei sie „nicht mit unmittelbar drängenden Entscheidungszwängen konfrontiert“ gewesen seien (S. 160). Eine systematische Mangelversorgung, mit Ausnahme von tuberkulosekranken Ausländern, konnte Fleßner nicht feststellen. Ebenso wenig zielte die Asylisierung von Betroffenen, nach den vorliegenden Befunden, auf die Tötung von Patienten ab. Etwas missverständlich wirkt streng genommen der Hinweis auf dem Klappentext, wonach der Alltag von Tuberkulosekranken im NS durch „staatliche Überwachung und Zwangsmaßnahmen bis hin zu Krankenmordaktionen bestimmt“ gewesen sei. Denn eines der zentralen Ergebnisse der Arbeit ist, dass sich der Verdacht, dass in den Einrichtungen der LVA Oldenburg-Bremen, konkret im ehemaligen Kloster Blankenburg, Patientenmorde während der NS-Zeit stattgefunden haben, ausgehend vom hier ausgewerteten Quellenmaterial nicht bestätigen lässt (S. 26). Allerdings sei nach Fleßner die Nichtversorgung besonders der ausländischen Zwangsarbeiter durchaus als Krankenmord zu verstehen. So kommt der Autor zu dem ambivalenten Schluss, dass die meisten deutschen Tuberkulosekranken stigmatisiert, staatlich kontrolliert und harten Repressionen ausgesetzt waren und dass infolge des „Systems der Ausdifferenzierung“ Betroffene „Opfer eines Verdrängungsprozesses“ wurden, der zwar nicht mit Krankenmordaktionen gleichzusetzen sei, aber eine soziale Ausgrenzung und Benachteiligung mit fatalen Folgen bedeutet habe (S. 161-162). Damit entlarvt diese wichtige lokale Studie dennoch die Unbarmherzigkeit und Radikalität des NS-Systems gegenüber Kranken, indem der Ausschluss aus der Heilstättenbehandlung vielfach den Tod bedeutete, weil die ärztliche Grundversorgung nicht ausreichte und langfristige Pflege und Behandlung verweigert wurden.

Stuttgart

Marion Baschin

Karin Förster: *Das reformatorische Täuferium in Oldenburg und Umgebung (1535-1540). Unter der besonderen Berücksichtigung des Täufertheologen David Joris*. Berlin: LIT 2019, ISBN 978-3-643-14231-3, 259 S., brosch., 39,90 €.

Die „Manier der Wiedertäufer“ sei als die „seligste in der ganzen Welt“ zu preisen, „wofern dieselben guten Leut mit andern falschen und der allgemeinen christlichen Kirchen widerwärtigen ketzerischen Meinung nicht wären verwickelt und vertieft“. Diese Einschätzung des Simplicius Simplificissimus in Grimmelshausens berühmten Roman aus dem Jahre 1668 (Buch 5 Kap. 19) bringt pointiert die ambivalente Faszination zum Ausdruck, welche damals wie heute die Wahrnehmung der Täufer charakterisiert. Sie prägt folglich auch das vorliegende Werk nicht unmaßgeblich. Bei der von Karin Förster veröffentlichten Studie handelt es sich um die Dissertationsschrift der Verfasserin. Das Buch ist Frucht eines „Seniorenstudiums“ nach einer Laufbahn als Lehrerin für Evangelischen Religionsunterricht, Deutsch und Kunst, einer Familienphase und offenbar weiteren beruflichen Tätigkeiten. Die Zielsetzung des Werkes ist nicht ganz einfach zu greifen. Im Sinne der Neueren Kulturgeschichte wird beabsichtigt, „die täuferische Bewegung [...] als Kommunikationsprozess“ darzustellen, was am Beispiel des Täufertheologen David Joris und dessen Beziehungen zu Täufern in Oldenburg sowie deren Verbindungen zu verschiedenen Regionen, insbesondere Ostfriesland, den Niederlanden und Münster geschehen soll (S. 5). Weitere Einzelfragen werden mit dieser intendierten Kommunikations- und Netzwerkanalyse verknüpft, etwa zur Bedeutung des untergegangenen Täuferreichs von Münster für die betrachteten Ereignisse, zur Rolle der frühneuzeitlichen Historiografie für die Perception der Täufer, zur theologischen Positionierung von David Joris oder zur Rolle weiterer Täufertheologen. Das Untersuchungsziel oszilliert folglich zwischen einem landesgeschichtlichen Interesse, die Rolle der Täufer innerhalb der Grafschaft Oldenburg darzustellen, der Ab-

sicht, eine Biografie des Täufertheologen David Joris zu verfassen sowie dem Willen, ein umfassendes Bild der Täuferbewegung während der Jahre 1535 bis 1540 – also sozusagen ‚nach Münster‘ – zu skizzieren. In diesem weitgreifenden Fragehorizont liegt gleichermaßen die Stärke wie die Schwäche der vorliegenden Studie. Einerseits ist Försters Ansatz plausibel, das Untersuchungsthema als großen Konnex aufzufassen und einzelne Entwicklungen oder Personen nicht isoliert zu betrachten. Andererseits verhindert dies einen erkennbaren Fokus sowie eine klare Struktur des Werkes und trägt massiv dazu bei, die Lektüre des Buches zu erschweren. Während das Inhaltsverzeichnis neun Kapitel auflistet, wird innerhalb der Einleitung eine Dreiteilung der Untersuchung aufgeführt (S. 6-7). Der erste Teil (Kap. 1-4, S. 9-91) dient der Kontextualisierung: Kapitel 1 legt dar, wie der lutherische Kirchenhistoriograf Hermann Hamelmann (1525-1595) in tendenziöser Weise die Täufer in Oldenburg diffamiert habe – mit Folgen bis in die Gegenwart. Die anschließenden Kapitel schildern die Reformation in Oldenburg und innerhalb des regierenden Grafenhauses sowie die Entwicklung der Täuferbewegung dort und in anderen Regionen. Eine zeitweise chronologische Gliederung überschneidet sich mit zahlreichen biografischen Exkursen (etwa S. 9ff., 52ff., 68ff.) und Sprüngen zwischen den verschiedenen Regionen und Themenkreisen. Dabei räumt die Verfasserin ein, dass gerade für Oldenburg die Quellenlage sehr dünn ist und „aufgrund mangelnder Spuren“ (S. 51) vieles Spekulation bleiben muss. Die Quellenproblematik drückt auch dem Hauptteil der Untersuchung (Kap. 5-7) ihren Stempel auf. Karin Förster untersucht hier im Wesentlichen die Schriften – oftmals Briefe – des David Joris und geht dessen Reisen zwecks Religionsgesprächen mit anderen Täufertheologen im Untersuchungszeitraum nach. Hierbei stellt sich „das Problem der Identifizierung und Beurteilung“ (S. 106) von Joris’ Schriften, die aufgrund drohender Verfolgung für den Verfasser und den Drucker oftmals anonym erscheinen mussten und sich deshalb kaum authentifizieren lassen. Eine große Stärke des Buches liegt darin, dass die Verfasserin die Originalquellen in zahlreichen Archiven und Bibliotheken konsultiert hat und auf dieser profunden Grundlage eng am Text, unter Einbezug der Forschungsliteratur, das vorhandene Textkorpus plausibel ausdeutet. Hierdurch entsteht ein plastisches Bild von Joris’ Denken und Handeln, seiner unermüdlichen Kommunikationsbereitschaft in Form zahlloser Briefe und Reisen sowie von der nach dem Untergang des Münsteraner Reiches gespaltenen Täuferbewegung. Im letzten Teil der Untersuchung (Kap. 8) werden vor allem anhand der Schrift „Vant Gelooff“ Joris theologische und ekklesiologische Annahmen dargelegt, wobei bereits im Hauptteil immer wieder dessen Lehren behandelt wurden. Der Verfasserin gelingt es insgesamt, einen interessanten Einblick in Joris’ Theologie zu vermitteln, wobei Denken und Handeln des Theologen eng miteinander verbunden waren. Als „überzeugter Verfechter der Gewaltlosigkeit“ (S. 146) trat er dem „revolutionär-apokalyptischen Konzept“ des Heinrich Krechting in Oldenburg entgegen, „eine Stadt wie Amsterdam zu einem zweiten Münster werden zu lassen“ (S. 141). An seinem Beispiel und dem seiner Kontrahenten innerhalb der Täuferbewegung illustriert Förster die Vieltätigkeit dieser heterogenen Glaubensbewegung und weist nach, dass deren Anhänger und Vertreter mitnichten in Gänze als apokalyptische Schwärmer abzutun sind. Die Kehrseite dieses Narrativs liegt in der apologetischen Tendenz, Joris in geradezu befremdlicher Weise zu überhöhen, ihn unkritisch als Projektionsfläche gegenwärtiger theologischer Fragestellungen zu vereinnahmen oder sich sogar mit ihm zu identifizieren: „Man kann durch David Joris die Stimme eines frühneuzeitlich-täuferischen ‚Ökumenikers‘ vernehmen“ (S. 231), oder: „Der Wagemut von David Joris, den er für das reformatorische Täufertum in Oldenburg in Gang gesetzt hat, war für meine Forschungsarbeit beispielhaft und beeindruckend“ (Vorwort). Dies erweckt beim Lesen ein gewisses Misstrauen, ob nicht Aspekte von Joris’ Leben und Wirken eher ausgeblendet wurden, die nicht in dieses Bild passen, beispielsweise seine Lehren und Taten als Polygamist. Alles in allem legt Karin Förster ein lesenswertes Buch über die Täufer in den Jahren nach Münster vor, mit geografischem Schwerpunkt auf Oldenburg und einem Akzent auf der Person des David Joris. Ein strikterer Bezug – etwa auf Oldenburg oder auf Joris –, von welchem dann konsequent die sonstigen Verbindungen und Verweise abgeleitet würden, hätte der Monografie gutgetan. Gleichwohl lässt die Verfasserin aus den Quellen ein Panorama der Täuferbewegung in einer bewegten Zeit aufsteigen, das sich zu betrachten lohnt.

Melanie Greinert: *Zwischen Unterordnung und Selbstbehauptung. Handlungsspielräume Gottorfer Fürstinnen (1564–1721)*. Kiel/Hamburg: Wachholtz Murmann Publishers 2018, ISBN 978-3-529-03601-9, 448 S., geb. (= Kieler Schriften zur Regionalgeschichte, Bd. 1), 39,90 €.

Die Bedeutung fürstlicher Ehefrauen, auch wenn sie nicht selbst Regentinnen waren oder als Witwen bzw. in Vormundschaftsregierungen Einfluss ausübten wie Maria Theresia oder Katharina II. von Russland, ist zweifellos ein Manko der historischen Forschung. Für fünf Fürstinnen, die zwischen 1543 und 1708 lebten und in das Haus Holstein-Gottorf einheirateten, wird in der Kieler Dissertation, die Oliver Auge und Olaf Mörke betreuten, Abhilfe geschaffen: Christine aus dem hessischen Landgrafenhaus, Augusta aus dem dänischen Königshaus, Maria Elisabeth, eine Wettinerin, Frederike Amalia aus dem dänischen Königshaus und Hedwig Sophie, eine Wittelsbacherin. Sie heirateten in ein Fürstengeschlecht, das – als Nebenlinie des dänischen Königshauses in Schleswig und Holstein begütert – zwar kein großes Territorium vorweisen konnte, aber politisch insbesondere dann im 18. Jahrhundert zu den bedeutendsten Herzogshäusern Nordeuropas zu zählen ist. Es verwundert bei der Fragestellung nicht, dass für die Autorin ein Politikbegriff zählt, der einer kulturgeschichtlichen Dimension unterworfen ist. Für die Frage, wie Fürstinnen Einfluss ausüben konnten, ist die Frage nach Spielräumen entscheidend. Entsprechende methodologische Vorüberlegungen befinden sich im einleitenden Kapitel. Spielräume werden hier nicht nur als physische Räume verstanden: „Sie sind kulturell und sozial konstituierte und historisch wandelbare Phänomene und konstruierte Kategorien, die durch Individuen und deren Agieren entstehen und auf diese zurückwirken können.“ (S. 16) Bestimmt waren diese Handlungsspielräume nicht zuletzt von den Herkunftsfamilien und der aufnehmenden Familie; die Fürstinnen verfügten über verwandtschaftliche Netzwerke, in der Tat ihr wertvollstes soziales Kapital, das sie und gegebenenfalls auch die aufnehmende Familie nutzen konnten. Greinert nutzt den Kapitalbegriff von Bourdieu, unterscheidet also zwischen ökonomischem, dem erwähnten sozialen und dem kulturellen Kapital (u.a. Ausbildung), will aber auch individuelle Wahrnehmungen und Fähigkeiten herausarbeiten, die für die Nutzung von Handlungsspielräumen wichtig waren bzw. diese selbst wieder veränderten. Um dies bewerkstelligen zu können, muss die schriftliche Überlieferung gut genug sein. Dies wird für die ausgesuchten fünf Fürstinnen bejaht. Der Rechercheaufwand in den Archiven war aber auch enorm. Die meisten Archivalien fanden sich im Landesarchiv in Schleswig, aufgesucht werden mussten aber auch die Archive der abgebenden Höfe, also die Archive in Kopenhagen, Stockholm, Marburg/Darmstadt und Dresden. Ein Besuch galt auch dem Archiv des Ursprungs der Dynastie in Oldenburg. Die Gliederung der Darstellung ist nachvollziehbar. Es werden nicht die fünf Fürstinnen nacheinander abgehandelt, sondern die in der Einleitung benannten Fragen zu beantworten versucht: Die Untersuchung beginnt mit der Herkunft, der Erziehung und den Eheschließungen der Fürstinnen, dann folgt die Analyse der physischen und sozialen Lebensräume und daran anschließend die der Handlungsrollen als Ehefrauen, Mütter, Witwen und Landesherrinnen. Ein fünfter Abschnitt behandelt die familiären und dynastischen Verflechtungen. Die Autorin arbeitet mit ausführlichen Quellenzitaten, die z.T. in die Fußnoten verlagert sind. Nicht immer geben die Quellen wirklich viel her: so etwa über die Erziehung der Fürstinnen. Wenig überraschend ist die unterschiedliche Höhe der Ehegelder. Etwas unterbelichtet ist die Schilderung der politischen Dimension der einzelnen Eheschließungen – hier wird beim Leser viel Kenntnis unterstellt. Ebenso vermisst man die Darstellung der Hochzeitsinszenierung. Ausführlich beschrieben werden die – schon von der Zahl her beeindruckenden – Schlösser als Handlungsräume. Fürstinnen waren als Gattinnen wie Witwen nicht auf eine Residenz fixiert, u.a. auch deswegen, weil Gottorf immer wieder gefährdet bzw. von den Dänen besetzt war. Neben den Räumlichkeiten interessiert die personelle Besetzung des persönlichen Hofstaates, z.T. konnte dieser – vorübergehend oder dauerhaft – aus heimatlichen Gefilden mitgebracht werden. Besondere Bedeutung kam den Hofpredigern zu (u.a. den Predigern Fabricius), wobei sich Herzogin Augusta auch gegen den calvinistischen Gatten stellte und lutherisch blieb. Verständlicherweise konnten die Herzoginnen insbesondere ihre Witwensitze selbst ausgestalten. In der Forschung gerne übersehen wird die bedeutende Rolle, die Fürstinnen im Hin-

tergrund der politischen Sphäre spielen konnten, allerdings ist dies meist quellenmäßig kaum zu fassen. Offensichtlich war die Bedeutung der dänischen Königstochter Friederike Amalie für ihren im Hamburger Exil schmoreden Gemahl Christian Albrecht, der von ihrem Bruder, König Christian V., aus Gottorf vertrieben worden war. Dass die Fürstinnen eigenständig mit Geld umgingen und damit Investitionen tätigten, kann belegt werden. Auch für die Beurteilung der Handlungsrollen der Fürstinnen sind die Quellen nicht immer aussagekräftig. So war nicht zu ermitteln, ob die Fürstinnen bei der Auswahl des Personals zur Betreuung und Erziehung der Kinder Einfluss hatten. Dass sie bei der Erziehung mitwirkten, kann dagegen nachgewiesen werden, ebenso bei der Finanzierung der Ausstattung der Kinder. Besser nachzuweisen ist ihre Bedeutung bei der Verheiratung ihrer Kinder; bei den Eheverträgen findet man ihre Unterschriften, wenn sie Witwen waren. Überhaupt stieg ihre Bedeutung mit ihrem Witwentum, als Vormund für Kinder wie als vormundschaftliche Regentin. Untersucht wird das Auftreten der Fürstinnen in der ‚frühneuzeitlichen Öffentlichkeit‘, in karitativer Funktion; insbesondere in den Kriegszeiten oder bei der Weiterleitung von Suppliken inszenierten sich die Fürstinnen als ‚Landesmutter‘. Dies galt ebenso für ihre Religiosität wie für ihr Mäzenatentum. Insbesondere für Herzogin Maria Elisabeth kann der Beitrag der Fürstinnen für die bedeutenden Sammlungen und das kulturelle Leben am Gottorfer Hof herausgestellt werden. Hier sind Rechnungen und entsprechende Belege eine aussagekräftige Quelle. Im letzten Abschnitt wird die Bedeutung der verwandtschaftlichen Netzwerke der Fürstinnen für deren Agieren behandelt. Auf den ersten Blick erstaunlich ist, dass die in eine oldenburgische Linie einheiratenden Frauen in eben der Oldenburger Dynastie das größte Netzwerk besaßen. Der zum Teil umfangreiche Briefwechsel der Fürstinnen wird für drei, für die er wohl weitgehend erhalten ist, eher statistisch bezüglich der familiären Briefpartner, nicht aber auf Form und Inhalt ausgewertet. Offenbar war das Briefzeremoniell noch dominant, dennoch wäre zu fragen, ob die Witwen als Vormünderinnen bzw. vormundschaftliche Regentinnen nicht auch außerhalb der eigenen Dynastien aktiv wurden. Die durchaus bemerkenswerte Reisetätigkeit galt ebenfalls vor allem der Familie bzw. der Gesamtdynastie; auch Oldenburg konnte hier zum Ziel werden. Hin und wieder klingt bei der Autorin selbst an, dass tiefer gehende Untersuchungen nicht zu leisten waren (so S. 320 zur Frage des Kulturaustausches). Hätte es also Sinn gemacht, sich auf eine, gut überlieferte Fürstin zu beschränken? Insgesamt kann die Autorin aber – und dies beweist nochmals die kompakte Zusammenfassung – nicht nur für die Gottorfer Geschichte eine Forschungslücke schließen, ihre Arbeit reiht sich ein in die zunehmende Erforschung des Einflusses, den die Gemahlinnen der ansonsten im Vordergrund der Forschung stehenden Fürsten spielen konnten oder mussten. Für die Oldenburger Linie der Dynastie hat dies jüngst Herta Hoffmann mit ihrer Arbeit über Sibylla Elisabeth von Delmenhorst geleistet. Deutlich wird aber auch, dass die Quellen nicht immer das hergeben, was an Ansprüchen an die Forschung leicht formuliert ist. Dies sollte nicht davon abhalten, weiter an diesem Thema zu arbeiten. Auch diese schöne Dissertation zeigt, dass es lohnt!

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Anna Heinze (Hg.): *Mythologische Malerei im Barock und von Michael Ramsauer*. Petersberg: Michael Imhof 2019, ISBN 978-3-7319-0899-9, 160 S., 109 Abb., geb., 24,95 €.

In zeitlicher Nähe zu bemerkenswerten Barock-Ausstellungen in Museen in Paris, Potsdam und München hat das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg seine Sammlung barocker Kunst im Augusteum vorgestellt und mit Leihgaben aus anderen Museen erweitert. Darüber hinaus hatte die Ausstellung „Götter und Helden“ zwei besondere auf die Gegenwart bezogene Aspekte: Zum einen zeigte der zeitgenössische Oldenburger Künstler Michael Ramsauer Bilder seiner Auseinandersetzung mit Malerei und Motiven des Barocks aus der einstigen großherzoglichen Kollektion. Zum anderen wurde die Problematik der Restau-

rierung eines Prometheus-Bildes, das der Rubens-Werkstatt zugeschrieben wird, demonstriert. Rainer Stamm betont im Vorwort, dass zwar die Gestalten der Mythologie dem Zeitgenossen fern gerückt seien, dennoch aktuell dem Barock größere Aufmerksamkeit geschenkt werde, nicht nur, weil es die letzte kunstgeschichtliche Periode einer einheitlichen Stilauffassung gewesen sei, auch, weil der Gegenwart Pathos, Ausdruckskraft und Farbintensität entgegenkomme. Der Text wurde vor der Virus-Krise geschrieben. Aber auch ihre katastrophale Bedrohlichkeit auf Leben und Tod spiegelt barocke Züge. Im Grußwort von Irmtraud Rippel-Manß, der Vorsitzenden der Museumsgesellschaft, werden die Arbeiten von Michael Ramsauer als Brechung klassischer mythologischer Themen in aggressiver Farbwahl und Malgestik verstanden. Eingeleitet wird die umfangreiche Bilderfolge der Ausstellung von drei Aufsätzen, die jeder eigene Aspekte der Rezeption der Kunst des Barocks und der Antike behandeln. Nils Büttner beschreibt, ehe er darstellt, wie Barock-Maler mit den Themen der Mythologie umgegangen sind, welche Rolle Kunstwerke für den fürstlichen Hof gespielt haben. Er zitiert das Schreiben Herzog Peter Friedrich Ludwigs an Maria Fjodorowna, die Witwe des Zaren Paul I., in welchem von einer bezaubernden Freizeitbeschäftigung während der permanenten Isolation im eigenen Schloss erzählt wird. Kunst vom Gemälde bis zum Tafelgeschirr wurde nicht mehr primär wegen seines Inhalts, sondern fast wie heute wegen seiner autonomen, keinem Zweck unterworfenen Ästhetik geschätzt. Das Lehrhafte eines Bildes wurde nicht vergessen, aber gegenüber vorausgegangenen Zeiten mit Vergnügen und klaren Regeln zu einer inneren Vollkommenheit in der Ästhetik verbunden. Nils Büttner skizziert dann die Entwicklung der Überlieferung mythologischer Ereignisse seit Homer, Vergil und Ovid, wobei er darauf verweist, dass diese Autoren ihren Stoff auch nicht aus ihrer Gegenwartszeit und nahen Vergangenheit gewonnen haben, sondern aus Epochen mehrerer Jahrhunderte früher. Für die heutige Situation sei ebenso typisch, dass uns im Augenblick neben der mythologischen Epoche auch das Barock nahestehe, während die Kenntnisse über die Zwischenphasen eher verblassen. Zudem wechselte die Vermittlung mythologischer Inhalte: War zunächst primär die Sprache Vermittler der mythologischen Geschichten, so übernahmen um 1500 Malerei und Graphik diese Funktion. Sie sorgten für eine größere Verbreitung der Erzählungen von Homer, Vergil und Ovid. Schließlich zitiert Nils Büttner Karl Marx, der mit dem Aufkommen des industriellen Zeitalters das Ende der Bedeutung der Mythologie prophezeite – zu Unrecht, wie nicht nur das Interesse am Barock zeigt. Der Frage, wie im zwanzigsten Jahrhundert, also nach Karl Marx die Mythologie rezipiert wurde, geht Marcus Becker nach, indem er durch drei unterschiedliche barocke Brillen auf die Götter- und Heldenzeit schaut. Mit der ersten betrachtet der Autor die Filmgeschichte: Der älteste erhaltene Film mit einem antiken Thema ist Georges Hatots *Néron essayant des poisons sur des esclaves* von 1896, gedreht ein Jahr nach der ersten Präsentation des Cinématographen der Gebrüder Lumière. Gegenüber der historischen Quelle ist die Erzählung vom Giftversuch an einem Sklaven eine Vergrößerung gewesen, denn Sueton berichtet lediglich von Bock und Ferkel, während der barocke Autor Jean Racine in seiner Tragödie *Britannicus* einen Sklaven das Gift trinken lässt. Von da an wurde es bei Filmen historischer Thematik zur Gewohnheit, die Pracht antiker Höfe mit dem Prunk des Barock auszustatten. Marcus Becker nennt weitere Beispiele. Die größte Verwandlung erfährt das antike Thema allerdings in der Gegenwart, etwa in dem Film *Troy: Fall of a City*. Die Rollen von Achilles und Zeus wurden mit David Gyasi und Hakeem Kae-Kazim besetzt. Erstmals wurden zwei Schauspieler afrikanischer Herkunft für die herausragendsten Figuren der Troja-Sage engagiert, was dazu führte, dass die bisherigen Vorstellungen von einem westlichen Altertum in ein globales Rennen um kulturelle Identitätsklärung geworfen wurden. Mit der zweiten Brille betrachtet der Autor die Wandlungen in der Stadt Skopje während des Streits um die Autonomie der ehemals griechischen Provinz, die 1991 selbstständiger Staat Nord-Mazedonien geworden war. Nun galt es, das Erbe Alexanders des Großen mit Hilfe von Denkmälern und gewaltigen Architekturen gegenüber den Nachbarn zu wahren. Dass dabei weniger auf ursprüngliche antike Vorbilder, vielmehr auf spätere im Barock entstandene Monumente zurückgegriffen wurde, weist Marcus Becker an mehreren Beispielen einleuchtend nach. Im Fokus der dritten Brille steht Ian Hamilton Finlay, auch in Deutschland bekannt durch mehrere Gartenkunstprojekte

und seine Beteiligung an der documenta 1987 mit einer Guillotinen-Reihe. Für den englischen Ort Luton hatte Finlay 1985 ein Gartenprojekt entwickelt, das auf antike Motive wie Ruinen zurückgreift. Das Vorbild ist eigentlich ein Motiv von Claude Lorrain, das der englische Grafiker Richard Earlom überliefert und das Finlay übernommen hat. Die entscheidende Änderung sind acht Tafeln an einer Mauer, auf denen auf sieben Fehler in Ovids Mythen-Wiedergabe verwiesen wird, auf Verwandlungen von Menschen zu Pflanzen zum Beispiel *for Daphne read Laurel*. Jede Tafel wird zur Anregung für Zeitgenossen, über Zusammenhänge des jeweiligen Motivs nachzudenken. Michael Ramsauers Sichtweise auf die Kunst des Barocks wird von Anna Heinze, der Kuratorin der Ausstellung, dargestellt. Sie betont die besondere Aufgabe eines Künstlers, der entgegen dem Zeitempfinden auf die Kunstproduktion von 2000 Jahren zurückzugreifen gewillt war, ohne die eigene stilistische Entwicklung zu verleugnen. Ramsauers Malerei sei ein Zusammenspiel von neoexpressionistischer Malweise, tradierten Bildformen und klassischen Bildthemen. Seine Figurationen stehen und agieren vor einem oft weiträumigen Hintergrund. Da die Figur im Wesentlichen durch Kontur und freie Pinselführung geformt wird, entwickelt sich eine enge Bindung von Untergrund und durchsichtiger Figurenform. Der Künstler wendet durchaus Prinzipien an, die der klassischen Kunsttheorie entsprechen, aber er macht auch die Spannungen zwischen freiem Gestaltungswillen und bindendem Inhalt der Überlieferung sichtbar, besonders in Bildern, wo er von vorgegebenen Kompositionen abweicht und zu eigenen Lösungen findet wie bei seiner Prometheus-Version und bei seinem Amor und Psyche-Bild. Der Abbildungsteil des Katalogs ist in mehrere Kapitel gegliedert, in deren Einleitungstexten Anna Heinze über Einzelthemen wie Macht und Politik, Schicksal, Rache und Tod in der Malerei des Barock berichtet, während Maren Janka Hopp mit dem Kapitel Liebe und der Druckgrafik im Barock den Themenkreis der Ausstellung abschließt. Die Qualität der Bilddrucke ist hervorragend. Es mag überraschen, dass die Arbeiten von Michael Ramsauer nicht gesondert in einem eigenen Kapitel aufgeführt, sondern in die Folge barocker Werke integriert wurden. Das erleichtert Vergleiche und stärkt den barocken Aspekt dieses Künstlers. Die Restaurierung des Gefesselten Prometheus aus der Rubens-Werkstatt ermöglicht, einen Blick auf diesen äußerst diffizilen Prozess zu werfen und zugleich das Werk im aktuellen Zustand zu betrachten. Darüber haben Eveliina Juntunen eine Geschichte des Motivs und Lisa Heinz einen Bericht zum Stand der Restaurierung verfasst. Schon Ovid verstand es, mehr noch als Vergil und Homer, das lehrhaft Exemplarische antiker Mythen mit Liebreiz und Schönheit zu umhüllen, ohne den jähen Absturz – Rache und Tod – zu verschweigen. Die Künstler des Barock haben diese Spannungen so sehr gesteigert, dass ihnen auch dreihundert Jahre später nicht nur Bewunderung, auch Missverständnis und Misstrauen begegnet. Aber ist das nicht verdienter Lohn für gelungene autonom ästhetische Werke?

Oldenburg

Jürgen Weichardt

Christina Hemken / Karl-Heinz Ziessow: 1942/1943 – *Der lokale Horizont von Entrechtung und Vernichtung*, hg. im Auftrag der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum, Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 2017, ISBN 978-3-938061-39-8, 80 S., zahlr. Abb., kart. (= Kataloge und Schriften des Museumsdorfs Cloppenburg, H. 34), 9,80 €.

Die im Titel des Buches genannten Begriffe „Entrechtung und Vernichtung“ verdeutlichen nur im Ansatz die Verbrechen, die darin zur Sprache kommen. Denn Enteignung, Verschleppung und Plünderung nahmen in der Zeit des Nationalsozialismus ein erschreckendes Ausmaß in Europa, Deutschland und auch der Region des Oldenburger Münsterlandes an. Dies machte auch vor kulturellen Einrichtungen nicht Halt, weshalb sich das Museumsdorf Cloppenburg, eines der ältesten Freilichtmuseen Deutschlands, in einem dreijährigen Forschungsprojekt mit seiner Vergangenheit während der NS-Diktatur auseinandergesetzt hat. Von 2015 bis 2018 untersuchten die Ethnologin Christina Hemken und der Historiker Karl-Heinz Ziessow die Ent-

wicklung von Museum und dessen Sammlungen während der NS-Zeit. Die Recherchen waren vor allem im Rahmen der seit einigen Jahren immer stärker wachsenden Provenienzforschung eingebettet. Ergebnis war nicht nur eine Ausstellung, die im Dezember 2017 und Januar 2018 im Museumsdorf gezeigt worden ist, sondern auch zwei Publikationen: Der vorliegende, knappe Ausstellungskatalog und die schließlich 2018 erschienene, umfangreiche wissenschaftliche Darstellung der Forschungsergebnisse belegen die akribische Arbeit der Autoren, die weit über die Provenienzforschung zum Sammlungsgut des Freilichtmuseums hinausging. Vielmehr setzten sie dessen Entwicklung in einen größeren historischen Kontext, was auch der ehemalige Museumsleiter Uwe Meiners in den einleitenden Worten des Ausstellungskatalogs gewürdigt hat. Auch spricht er dem Deutschen Zentrum Kulturgutverluste in Magdeburg seinen Dank für die Unterstützung des Forschungsprojekts aus. Gegliedert ist die Publikation in sieben Abschnitte, die sich auf verschiedene Aspekte der Geschehnisse während des Nationalsozialismus und insbesondere der Kriegsjahre beziehen. Der Fokus liegt dabei auf dem unter den Nationalsozialisten praktizierten System aus Gewalt, Raub, Entrechtung und Vernichtung, Unterdrückung und Zwang, das sich auch im Umfeld des Museumsdorfs nachweisen lässt. So wird gleich zu Beginn in Abschnitt I die Genese des 1936 eröffneten Freilichtmuseums thematisiert. Dabei wird betont, dass „das Handeln des Museums [...] in seiner Gründungsphase in jeder Hinsicht zwangsläufig eng mit den politischen Gegebenheiten seiner Zeit und deren Repräsentanten verwoben“ war. Das belegen auch die in diesen Abschnitt eingeflossenen Zitate aus den Tagebuchaufzeichnungen Heinrich Ottenjanns, des Gründers des Museumsdorfs. Dieser stand seinerzeit neben der zeitintensiven Sammlungstätigkeit und Akquise auch in regem Kontakt mit den politischen Größen der Region, um sich bietende, günstige Gelegenheiten im Sinne des Ausbaus des Museums zu nutzen. Zudem klingt an, dass die Einrichtung des Freilichtmuseums durch den Kriegsbeginn und die damit fehlenden Arbeitskräfte ins Stocken geriet. Allenfalls kleinere Projekte, v.a. bei zuvor vereinbarten Abbauarbeiten von Gebäuden, konnten während der Kriegsjahre noch durch den Einsatz von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen weitergeführt werden. Diese Arbeitsformen der Kriegswirtschaft werden in späteren Kapiteln genauer thematisiert, jedoch ohne konkrete Bezüge zum Museumsdorf. In weiteren Abschnitten werden unter „Invasion und Besetzung“ die Pläne zur Erweiterung des Reichs sowie unter „Verfolgung und Vernichtung“ die rassenideologisch begründeten Verfolgungen von Juden und Sinti und Roma umrissen. Dies geschieht zum Teil anhand von Schilderungen und persönlichen Schicksalen aus der Gegend des Oldenburger Münsterlandes und bietet damit den Rahmen zum Verständnis der Entwicklungen im Umfeld des Museums. Konkreter auf die Sammlungstätigkeit der Institution beziehen sich wiederum die Abschnitte zu „Raub und Plünderung“ sowie zur „Provenienzforschung“, die über die Untersuchung einzelner, besonderer Kulturgüter hinausgeht und auch weniger bedeutsame, kulturgeschichtliche Gegenstände in den Blick nimmt. An dieser Stelle wird deutlich, dass sich Erwerb und Herkunft der musealen Gegenstände nachträglich vielfach nur schwer rekonstruieren lassen, da es sich im Museumsdorf hauptsächlich um „[...] Alltagsgegenstände handelt, die in der Regel in großer Zahl hergestellt wurden, keinem Urheber zuzuordnen sind und nicht in den Katalogen des Kunst- oder Antiquitätenhandels oder in der einschlägigen Fachliteratur zu finden sind.“ Widersprüche in den Inventarlisten, Eingangsbüchern und sonstigen Unterlagen des Museumsdorfs werden thematisiert und auch die Feststellung getroffen, dass weitere Quellenrecherchen notwendig sind, ohne freilich über alles Gewissheit erlangen zu können. Der übersichtlich gestaltete und farbig bebilderte Ausstellungskatalog verdeutlicht neben der exemplarisch angerissenen Schilderung der Verbrechen des Nationalsozialismus die Verflechtung des Museumsdorfs mit zeitgeschichtlichen Entwicklungen und legt einen wichtigen Grundstein für die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte.

Michael Hirschfeld (Hg.): *Im Einsatz für die Heimat. 100 Jahre Heimatbund für das Oldenburger Münsterland 1919-2019*. Dinklage: Druckerei B. Heimann 2019, ISBN 978-3-941073-27-2, 287 S., kart., 17,50 €.

Passend zum 100jährigen Jubiläum des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland legt dieser unter der Herausgeberschaft Michael Hirschfelds einen Sammelband vor, der in 14 Beiträgen die Gründung, Entwicklung, Arbeitsschwerpunkte und Persönlichkeiten des Heimatbundes untersucht. Die versammelten Aufsätze beruhen auf Vorträgen zweier Tagungen, die im Vorfeld des Jubiläums stattfanden, die für die Drucklegung überarbeitet worden und – so viel sei schon vorweggenommen – allesamt von hoher Qualität sind. Den Auftakt bildet Michael Hirschfeld, der die Gründung und Neugründung des Heimatbundes im Zeitalter der Weltkriege (1919–1949) untersucht. In seiner umfassenden Abhandlung legt Hirschfeld die verschiedenen Strömungen, unter anderem Heimatliebe, Heimatschutz und Nationalismus, dar, die sich nach dem verlorenen 1. Weltkrieg verquickten und in der Gründung des Heimatbundes mündeten. Gleichzeitig werden Schlaglichter auf die verschiedenen Ausschüsse, das Veröffentlichungsorgan und die Sozialstruktur der Vereinsmitglieder, die hauptsächlich aus den ländlichen Eliten kamen, geworfen. Die Neugründung nach dem 2. Weltkrieg fand 1949 unter einer Rückbesinnung auf die ursprünglichen Vereinsziele und mit personellen Kontinuitäten aus der nationalsozialistischen Zeit statt. Diese werden dann allerdings nur kurz gestreift, da sich hier der folgende Beitrag von Joachim Kuropka anschließt, der den Heimatbund in der NS-Zeit untersucht. Insbesondere dieses Thema war lange Zeit ein Desiderat der Forschung. Trotz der niedrigen Wahlerfolge der NSDAP im katholischen Oldenburger Münsterland erfuhr das Museumsdorf Cloppenburg eine Förderung durch die Nationalsozialisten. Der Heimatbund und das Museumsdorf boten aus der Warte der nationalsozialistischen Machthaber Anknüpfungspunkte zu ihrer Blut- und Bodenideologie. Der Name Dr. Heinrich Ottenjann fällt in diesem Kontext immer wieder, der den Gauleiter Carl Röver für das Projekt Museumsdorf Cloppenburg gewinnen konnte. Über die Frage nach Nähe und Distanz Ottenjanns zu Röver und den Nationalsozialisten setzten schon nach 1945 Diskussionen ein. In gleich zwei Artikeln greift Uwe Meiners das Museumsdorf und mit diesem die Person Ottenjanns als Themen auf. Der ehemalige Leiter des Freilichtmuseums schildert gekonnt die Entstehungsgeschichte dieses besonderen Museums und fällt ein differenziertes Urteil über dessen „Gründungsvater“ Heinrich Ottenjann. Sein zweiter Beitrag befasst sich anschließend mit den engen Beziehungen zwischen dem Heimatbund für das Oldenburger Münsterland und dem Museumsdorf Cloppenburg in den 1950er Jahren. Der im Januar 2020 leider verstorbene Alwin Hanschmidt bereichert den Sammelband noch mit einer Abhandlung über das Studium, die wissenschaftliche Sozialisation und Ausbildung Prof. Dr. Georg Reinkes, des Schöpfers der „Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland“. Diese Konturierung des Lebensweges Reinkes ist hoch einzuschätzen, da sich das Wissen um die Biographie des Mitbegründers des Heimatbundes bisher größtenteils auf Nachrufe stützte, wie Michael Hirschfeld in seinem folgenden Artikel über Reinkes Rolle in der Gründung des Heimatbundes 1919 ausführt. Die durch eine erzwungene „Wanderschaft“ geprägte Geschichte der Heimatbibliothek des Heimatbundes weiß Andreas Kathe akribisch nachzuzeichnen. Offiziell ist diese besondere Bibliothek, die nun hoffentlich eine feste Bleibe in Vechta am Karmeliterweg finden wird, zwar jünger als der Heimatbund, doch kann Kathe nachweisen, dass die Idee zur Einrichtung dieses Wissensspeichers schon in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg verfolgt wurde. Die eher unterrepräsentierte Rolle der Frauen im Heimatbund beleuchtet Maria Anna Zumholz. Sie untersucht den Beitrag der selbstbewussten und zu den Gründungsmitgliedern gehörenden Elisabeth Reinke bei der Entwicklung des Heimatbundes. In seinem dritten Aufsatz in diesem Sammelband berichtet Hirschfeld über die Arbeit des 1972 wiederbegründeten Geschichtsausschusses. Eine Professionalisierung der Arbeit in Form von Publikationen in der „Roten“ und „Blauen“ Reihe kennzeichnet die Entwicklung des Ausschusses genauso wie die „Erfolgsserie“ (S. 207) der auf ein breites Publikum zielenden und seit 1972 durchgeführten „Historischen Nachmittage“. Heimatgeschichtliches Wissen wird so auf unterschiedlichen Kanälen in die Breite transportiert. Eng angelehnt an den Geschichts-

ausschuss ist der Familienkundliche Arbeitskreis, der seit 1974 wichtige Grundlagenarbeit für genealogische Forschung leistet. Josef Mählmann präsentiert in seinem Bericht die Tätigkeiten des Arbeitskreises, der enge Kontakte zur Oldenburgischen Gesellschaft für Familienforschung (OGF) pflegt und mit seinen Veröffentlichungen in der „Roten Reihe“ wichtige Nachschlagewerke für die Familienforschung publiziert. (Vgl. dazu die Besprechung zu Jürgen Vortmann: Auswanderer aus dem alten Amt Cloppenburg). Äußerst lebendig schildert Alfred Kuhlmann die Aktivitäten des Ausschusses für plattdeutsche Sprache „Dei Plattdütsche Kring“. Hierbei verweben sich die Geschichte dieses Ausschusses, dessen Wurzeln Kuhlmann bereits 1920 ausmacht, mit aktuellen und geplanten Projekten zur Pflege der Heimatsprache. Die folgenden zwei Artikel von Heinz Kosanke und Franz Hericks ergänzen sich in ihrer Betrachtung der Ausschüsse für Umweltschutz und Landschaftspflege sowie für Naturkunde. Der Erhalt und die Untersuchung der Landschaft des Oldenburger Münsterlandes ist ein zentrales Element des Heimatbundes und bereits in der Gründungsphase der Kultureinrichtung zu greifen. Im finalen Artikel beschreibt Benno Dräger die Zusammenarbeit zwischen dem Heimatbund und den Heimatvereinen vor Ort am Beispiel des Heimatvereins Lohne. Die Verbindungen zwischen den Einrichtungen sind dabei vielfältig und beide Seiten profitieren davon. Dräger behält hierbei allerdings einen kritischen Blick und schreibt den lokalen Heimatvereinen im Oldenburger Münsterland ins Pflichtenheft, dringend eine Internetpräsenz aufzubauen. Beschlossen wird der Band mit einem Nachschlagewerk über die Termine und Orte aller Generalversammlungen bzw. Münsterlandtage, Wanderfahrten und Namen der Funktionsträger des Heimatbundes. Auch wenn einige Beiträge den Bogen bis in die unmittelbare Gegenwart schlagen, liegt der Schwerpunkt doch eindeutig auf den ersten drei Jahrzehnten der Geschichte des Heimatbundes. Dies muss auch Hirschfeld in seiner Einleitung kritisch einräumen. Eine künftige Historikergeneration vermag dann vielleicht mit einem gewissen Abstand die Arbeit fortzuführen und den Heimatbund für das Oldenburger Münsterland weiter zu untersuchen.

Oldenburg

Martin Schürrer

Andreas Kathé / Martin Pille (Hg): *Oldenburger Münsterland. Eine kleine Landeskunde*. Dinklage: Druckerei B. Heimann 2019, ISBN 978-3-88441-274-9, 304 S., zahlr. Abb., brosch., 17,90 €.

Die vorliegende kleine Landeskunde über das Oldenburger Münsterland ist ein Werk, das viele Väter hat. Neben der federführenden Redaktion durch Andreas Kathé und Martin Pille waren an dieser facettenreichen Landeskunde der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland, die Oldenburgische Volkszeitung wie auch die Münsterländische Tagezeitung beteiligt. In neun thematischen Blöcken wird dem geeigneten Leser in Wort und Bild die Vielfalt der Gebiete und der Menschen nähergebracht, die den südoldenburgischen Raum ausmachen. Der einleitende Essay aus der Feder von Heinrich Dickerhoff legt mit seinen Ausführungen über Heimat, Wurzeln und den Lebensqualitäten in der „Provinz“ thematische Leitplanken für die folgenden Kapitel. Den Auftakt bilden Steckbriefe der beiden Landkreise Vechta und Cloppenburg sowie der in diesen zu findenden Städte und Gemeinden. Neben der obligatorischen Ersterwähnung und einem kurzen geschichtlichen Abriss werden die wichtigsten lokalen Feste sowie die flächenmäßige Ausdehnung samt der Einwohnerstatistik und der konfessionellen Verteilung aufgeführt. Wichtiger als alle Statistiken sind jedoch die Menschen, die hier leben und dem Oldenburger Münsterland ein Gesicht geben. Im Themenblock „Menschen unserer Region“ kommen zahlreichen Personen zu Wort, die von ihren Lebensschicksalen und aus ihrer Vita berichten. Das Ergebnis sind einfühlsame, persönliche Einblicke, aus denen ein Mosaik eines bunten und integrativen Oldenburger Münsterlandes entsteht. Großen Raum nimmt das Kapitel „Geschichte“ ein, das in vielen kleinen Abhandlungen den historischen Abriss der Region von der Christianisierung bis in unsere Tage schildert. Den Auftakt bildet ein archäologischer Blick auf das Oldenburger Münsterland samt seiner „Hotspots“ wie den spannenden Grabungen

der letzten Jahre, vor allem in Vechta und Visbek. Herausgekommen sind sehr lesenswerte Kurzberichte, die sich in einer allgemeinverständlichen Sprache an ein breites Publikum wenden. Lobend ist in diesem Kontext herauszuheben, dass hier auch Schülerarbeiten veröffentlicht sind. Das folgende, nicht minder kleine Kapitel „Kultur, Bildung, Sport“ führt dem Heimischen wie Zugezogenen plastisch vor Augen, wie umfangreich das kulturelle Angebot des Oldenburger Münsterlandes aufgestellt ist. Bei aller Leidenschaft für den eigenen Untersuchungsgegenstand behalten die beteiligten Redakteure allerdings einen klaren Blick. So wird beispielsweise betont, dass unter den Schriftstellern der Region keiner mit kanonischer Größe zu finden ist, ohne dabei jedoch die heimischen Literaten in den Kurzporträts abzuwerten. Ein Spagat, der gemeistert wird. Erfreulich ist, dass bei aller positiver Beschreibung des Kulturangebots, das über Kunstvereine, Theater, Musikschulen, ein ausgeprägtes Sportangebot, Volksfeste und Museen wie das weitbekannte Museumsdorf Cloppenburg reicht, die ehrliche Einschätzung zu lesen ist, dass auf dem Feld der Archive noch immer dringender Handlungsbedarf herrscht (S. 153). Der Artikel zum Erhalt des Niederdeutschen (Plattdeutsch) und des Saterfriesischen ist zusammen in einer hochdeutschen Übersetzung in gleich drei Sprachen zu lesen und zeugt von den Bemühungen, die im Oldenburger Münsterland zum Fortbestand dieser schrumpfenden Sprachinseln geleistet werden. Wie sich Natur und Landschaft veränderten und von Menschenhand geformt werden, verdeutlichen die Beiträge des gleichlautenden Kapitels. Ausführlich werden hier die früher dominierenden Landschaftsformen der Moore und Heide thematisiert und wie sie langsam verschwinden. Auch hier wird ein kritischer Blick auf die Landwirtschaft sowie auf die einhergehende Gülleproblematik einer Massentierhaltung geworfen. Daran anschließend wird die „Arbeitswelt im Wandel“ und der enorme wirtschaftliche Aufschwung in den beiden Kreisen Vechta und Cloppenburg beleuchtet. Ausführlich – eventuell schon eine Spur zu umfassend – rücken interkommunale Gewerbegebiete, Industrie, Mittelstand, Handwerk und Gewerbe in den Fokus. Die Landwirtschaft ist zwar immer noch eine wichtige Säule der heimischen Industrie, doch längst tragen weitere Sparten dazu bei, dass die Wirtschaft breit aufgestellt ist. Mit einem Blick in die Zukunft soll im folgenden Kapitel ein Ausblick auf die kommenden Jahrzehnte sowie der innewohnenden Herausforderungen gewagt werden. Wie gestalten sich zukünftig die Arbeitswelten, das Wohnen und Einkaufen im Oldenburger Münsterland, wie werden Migration und Integration das Bild verändern und wie könnte ein Fortschreiten der Digitalisierung alle Lebensbereiche verändern? Im finalen Beitrag zum 100jährigen Bestehen des Oldenburger Heimatbundes untersucht Michael Hirschfeld die in der Satzung hinterlegten Ziele der Erweckung von Heimatliebe und Heimatsinn und skizziert in Kürze die Entwicklung dieser für das Oldenburger Münsterland so prägenden Kulturinstitution. Interviews mit den beiden amtierenden Landräten der Kreise Vechta und Cloppenburg sowie mit dem Präsidenten des Heimatbundes beschließen den Band, den ein ausführliches Orts- und Personenregister abrunden. Die kleine Landeskunde versteht sich selbst als eine Liebeserklärung an die Region und ihre Menschen, ohne dabei aber in Kitsch abzugleiten!

Oldenburg

Martin Schürer

Rosemarie Krämer / Heinz Hoffer / Günter G. A. Marklein: *Zwischen Sturmflut und Oberwasser. Aus der Geschichte des I. Oldenburgischen Deichbandes*. Hg. vom I. Oldenburgischen Deichband, Brake, Oldenburg: Isensee 2019, ISBN 978-3-7308-1611-0, 689 S., zahlr. Abb., 3 Karten, 49,- €.

Der Titel des Buches zeigt die doppelte Bedrohung des Gebietes des Weser-Hunte-Dreiecks und Stedingens auf, welche im Zuständigkeitsbereich des Ersten Oldenburgischen Deichbandes liegen. Bei schweren Sturmfluten drücken die Wassermassen der Nordsee das Wasser der Weser zurück und verursachen schwere Überschwemmungen. Tauwetter, schwere Regenfälle und Eisgang erzeugen ebenfalls hohe Flusspegel mit der Gefahr einer Überflutung. Der vorliegende,

in zweiter Auflage vom Ersten Oldenburgischen Deichband herausgegebenen Band enthält gegenüber der Erstauflage von 1991 einige Ergänzungen zur neueren Geschichte des Deichbandes. Die doppelte Bedrohung des Weser-Hunte-Dreiecks und des Stedingerlandes durch die Fluten der Weser prägte die Geschichte der schon in der Jungsteinzeit besiedelten Landschaft. Dieser Bedrohung mussten sich die hier siedelnden Menschen anpassen. Rosemarie Krämer arbeitet in ihrem Beitrag detailliert heraus, wie die Landesbewohner der Bedrohung entgegenarbeiteten. Zunächst geschah dies durch Wurten, und ab dem 11./12. Jahrhundert setzte der Deichbau ein. Der Bau der Deiche wiederum bedingte eine Besiedelung und ein Wirtschaftssystem, das die Ressourcen für die Durchführung zur Verfügung stellen konnte. Krämer beschreibt die Besiedlungsgeschichte des Deichbandgebietes und sieht Bevölkerungswachstum und intensivierete Landwirtschaft als Motor für den Aufbau eines Deichsystems und einer funktionierenden Entwässerung. Mit dem Bau der ersten Deiche entstanden Genossenschaften, die ihre Unterhaltung und Instandsetzung organisierten. Wie in den meisten Flussmarschen Norddeutschlands herrschte im Gebiet des Ersten Oldenburgischen Deichbandes die Pfandbedeichung vor. In diesem System war jeder Landbesitzer nach der Proportion seines Besitzes für die Unterhaltung einer Deichstrecke, „Pfand“, verantwortlich. Gemäß den Bestimmungen des Spatenrechts verlor der Bauer seinen Hof, wenn er seine Deichstrecke nicht mehr unterhalten konnte. In der frühen Neuzeit griff die erstarkende Landesherrschaft in das Deichrecht ein. Die vom letzten einheimischen oldenburgischen Grafen Anton Günther 1658 für die gesamte Grafschaft erlassene allgemeine Deichordnung definierte einheitliche Regelungen der Deichunterhaltung. Die Deichgenossenschaften wurden zu Instrumenten der Landesherrschaft. Gleichwohl verloren sie ihre Autonomie nicht völlig. Die dänische Landesherrschaft setzte die Politik des ausgestorbenen Grafenhauses fort. Sie sah die Deiche als gesamtterritoriale Aufgabe und begann die dafür notwendige Arbeit für die gesamte Grafschaft zu organisieren. Ein Element der Mobilisierung des Gesamtterritoriums für den Deichbau und die Unterhaltung bildete eine Verteilung und Rekrutierung von Arbeitskräften. Rosemarie Krämer deutet dieses Element an, geht aber nicht ausführlich auf das in der Grafschaft Oldenburg seit dem Ende des 17. Jahrhunderts sich entwickelnde System der Zwangsrekrutierung zur Deicharbeit ein. Dieses System erlaubte den Einsatz der Landesbewohner auch außerhalb ihres angestammten Deichbezirks. Der zweite Hauptteil des vorliegenden Buches geht auf die neuere Geschichte des Ersten Oldenburgischen Deichbandes ein. Eine Zäsur bildet dabei die schwere Sturmflut vom 16./17.2.1962 („Hamburg-Flut“). Die schweren Schäden lösten ein umfangreiches Projekt zur Erhöhung und Verstärkung der See- und Flussdeiche in Niedersachsen aus. Heinz Hoffer und Günter G.A. Marklein als Bearbeiter des zweiten Hauptteils analysieren dieses bis zur Gegenwart fortgesetzte Programm ausführlich. Sie schildern die wachsende Herausforderung an das Deichsystem durch die Klimaerwärmung und den ansteigenden Meeresspiegel. Die Industrialisierung des Unterwesergebiets stellt den Deichbau und den Hochwasserschutz vor weitere Aufgaben. Zu berücksichtigen sind dabei auch die Belange des Naturschutzes. Das vorliegende Werk ist eine gelungene Darstellung der Geschichte des Ersten Oldenburgischen Deichbandes. Sie basiert auf einer umfangreichen Überlieferung zum Deichsystem der Grafschaft und des späteren Großherzogtums Oldenburg im Niedersächsischen Landesarchiv – Abteilung Oldenburg. Auch aus dem Schriftgut des Ersten Oldenburgischen Deichbandes konnten die Bearbeiter des Werkes reichlich schöpfen. So ist die Geschichte des I. Oldenburgischen Deichbandes ein wertvoller Beitrag zur Forschung im Bereich des historischen Deichbaus und der ihm zugrundeliegenden Wirtschafts- und Sozialstrukturen.

Konrad Küster: *Arp Schnitger. Orgelbauer – Klangarchitekt – Vordenker 1648–1719*. Kiel: Ludwig 2019, ISBN 978-3-86935-358-6, 232 S., zahlr. Abb., brosch., 24,90 €.

Pünktlich zum Schnitgerjahr 2019 erschien dieses bemerkenswerte Buch des Freiburger Musikwissenschaftlers Konrad Küster. Küster teilt seine Ausführungen zu Schnitgers Leben und Wirken in fünf Kapitel: 1. Herkunft und Hintergrund – 2. Kreise um Stade und Hamburg: Frühe Selbständigkeit – 3. In der Provinz Groningen – 4. Internationales Wirken und 5. Schnitgers Spätwerk. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit der Musik an Schnitgers Orgeln, wobei der Autor besonders auch auf die musiktheologischen Konzepte eingeht, die Schnitger vor allem in den lutherischen Gegenden Norddeutschlands vorfand – und die ihm im Übrigen schon aus seiner Heimatkirche Golzwarden bekannt waren. Auf das abschließende siebte Kapitel, das sich mit der Wiederentdeckung von Schnitgers Œuvre und der Problematik der durch den steigenden Meeresspiegel gefährdeten norddeutschen Kulturlandschaft befasst, folgt ein ausführlicher Anhang mit Verzeichnissen und Registern sowie einer Karte. Die Kapitel lassen sich sehr gut einzeln und unabhängig voneinander lesen, zudem sind alle Texte, die sich mit technischen Fragen beschäftigen, im Druck grau hinterlegt. Küster, der in den letzten Jahrzehnten schon mit zahlreichen Veröffentlichungen hervorgetreten ist, die die norddeutsche Musik- und Orgelszene in ganz neuem und so manches Mal erstaunlichen Licht erscheinen lassen, wählt auch für seine Würdigung des bedeutenden, aus der Oldenburgischen Wesermarsch stammenden Orgelmachers einen gegenüber bisherigen Publikationen neuen Ansatz. Das 1853/54 veröffentlichte Werkverzeichnis von Siwert Meijer, die grundlegenden Forschungsarbeiten Paul Rubardts (1927), die Orgeltopographien Walter Kaufmanns für das alte Herzogtum Oldenburg (1962) und Ostfriesland (1968), das Schnitgerbuch Gustav Focks (1974), das 2013 in zweiter Auflage erschienene Buch „Arp Schnitger und sein Werk“ von Cornelius H. Edskes und Harald Vogel, zahlreiche im Zuge von Restaurierungen erschienene Publikationen sowie eigene Forschungen nutzt Küster als Datengrundlage. Der Zweck seines Buches – so Küster – sei, zwischen den verfügbaren Daten „die inneren Zusammenhänge [...] herauszuarbeiten“. Und dabei geht es ihm keineswegs nur um technische und klangliche Details, sondern Küster verweist auch auf die Bedeutung geschichtlicher Ereignisse, geopolitischer Umstände, Herrschaftsgebiete und Grenzverläufe. Exemplarisch zeigt sich diese Vorgehensweise des Autors bei der Schilderung der Arbeitsabläufe in den Jahren 1697 und 1698: Mindestens vierzehn große und kleine Orgelprojekte zwischen Groningen, Magdeburg und Stettin – darunter die Domorgeln von Lübeck und Bremen – hatten der Orgelbauer und seine zum großen Teil selbständig agierenden Mitarbeiter in diesen Jahren „unter der Hand“. Wer die Ausführungen Küsters zu diesem Zeitraum liest, dem werden schnell eventuell vorhandene romantische Vorstellungen von dem in seiner Werkstatt agierenden und von seinen Schülern umgebenen Meister ausgetrieben. Schnitger legte in kurzer Zeit große Strecken zurück, überwachte Arbeiten in den Kirchen und in den „Regionalwerkstätten“, orderte Material aus ganz Europa und darüber hinaus, entwickelte und optimierte Klangkonzepte, schloss Kontrakte, hielt Kontakte zur geistlichen und weltlichen Obrigkeit sowie zu in der Orgelszene wichtigen Personen, nahm an Feierlichkeiten bei Orgelabnahmen teil und vieles andere mehr. Interessant auch Küsters Ausführungen zum in anderen Publikationen häufig stiefmütterlich behandelten Spätwerk des Orgelbauers, auch wenn er damit im Einzelnen – wie auch mit anderen Schlussfolgerungen seines Buches – in Fachkreisen Widerspruch erregen mag. Wie auch immer: An dieser fulminanten Arbeit kommt niemand vorbei, der sich näher mit Leben und Werk Arp Schnitgers befassen will. Dem geneigten Leser wird dabei möglicherweise so manche liebgewordene Vorstellung abhandenkommen. So etwa die, die Instrumente Schnitgers alle über einen Kamm scheren zu können. Nein, es gibt sie nicht, die Schnitgerorgel. Sehr hilfreich auch, dass Küster deutlich macht, wie Schnitger in eine schon jahrhundertealte Orgelbautradition an der Nordsee hinein- und über sie hinauswuchs. Der eine oder andere Leser mag größere oder gar ganzseitige Orgelfotos sowie Dispositionen vermissen, aber Küsters Monographie ist bewusst kein Bilderbuch: Für Fotos und Dispositionsaufstellungen sei auf das schon oben erwähnte Buch von Edskes und Vogel verwiesen – oder auf die Internetseite von NOMINE, den auch von der Oldenburgischen Landschaft mitgetragenen Verein „Norddeutsche Orgelkultur in Niedersachsen und Europa“.

Margarethe Pauly (Hg.): *Die Lebenserinnerungen des Hofgärtners Gottlieb Bosse (1799-1885)*, Oldenburg: Isensee 2019, ISBN 978-3-7308-1527-4, 135 S., zahlr. Abb., kart. (= Oldenburger Forschungen, N.F. Bd. 33), 12,80 €.

Die Familie Bosse kann man wohl als eine Art niedersächsische Gärtnerdynastie bezeichnen, denn männliche Mitglieder waren im 18. und 19. Jahrhundert über mehrere Generationen oft in diesem Beruf tätig. Als der für Landschaftsgärten begeisterte Peter Friedrich Ludwig ab 1777 dazu ausersehen war, die Herrschaft im Herzogtum Oldenburg zu übernehmen, und er sich in Rastede mit seiner Familie niederließ, wanderten auch zwei aus dem Braunschweigischen stammende Mitglieder der Familie in unseren Nordwesten (Carl Ferdinand und Christian Ludwig). Sie gestalteten Naturlandschaften, zeichneten Gartenpläne und veröffentlichten auch – wie im Fall des Oldenburger Hofgärtners Julius Bosse aus der zweiten Generation – Werke zur Gartenkunst und Botanik, einer, Gottliebs Vater, machte sich auch als Handelsgärtner selbständig. Die „Erinnerungen aus meinem Leben“ dieses Sohnes von Christian Ludwig (und Veters bzw. Halbbruders des Hofgärtners Julius Bosse) bieten zunächst interessante, wenn auch mit großem zeitlichem Abstand (1876) zu Papier gebrachte Angaben zu den Oldenburger Bosses und zu verwandten Familien (Bardewyck, Tappenbeck, Walther usw., auch im hinteren Teil). Vor allem dokumentieren sie jedoch ab S. 42 die Ausbildung und den weiteren beruflichen Werdegang Gottliebs, den es aus dem Oldenburgischen nach Böhmen (Skalitz) verschlug, wo er einen Garten gestaltete, der dort heute Teil eines Nationalen Kultur- und Naturdenkmals ist. Insofern zeugen diese Erinnerungen nicht zuletzt auch von der Migration der Gartenfachleute, die gärtnerische Netzwerke schufen und deren Hauptkunden ursprünglich zwar aus dem adligen Milieu stammten, immer mehr aber auch bürgerlicher Herkunft (z.B. in Hamburg) waren. Und es wird beiläufig erkennbar, welche große Leidenschaft für Landschaftsgärten, für Pflanzensammlungen usw., beginnend Ende des 18. Jahrhunderts, auch im 19. Jahrhundert überall in Deutschland und Österreich verbreitet war – so auch in Rastede und Oldenburg. Liebevoll und dankbar geht Gottlieb Bosse auf seine Rasteder Jugendjahre ein, die Nöte und Verdienste seiner Mutter, die als Witwe von Carl Ferdinand 1794 ihren Schwager Christian Ludwig heiratete, mit der Verantwortung für die neben den Aufgaben im herzoglichen Garten errichtete Handelsgärtnerei (Samenhandel usw.) übernahm und insgesamt neun Kinder gebar. Gottliebs Vater, der u.a. die Bremer Wälle neu gestaltete und zu Beginn des 19. Jahrhunderts „der einzige namhafte Handelsgärtner“ im Oldenburgischen war, erschloss ab 1805 Heideland südlich von Rastede und richtete dort – in Neusüdende – eine eigene Baumschule ein, ab den Jahren der französischen Besetzung neuer Hauptwohnort der Familie, da er auf eine Wiederanstellung beim Herzog 1813 verzichtete. Auch schon damals war die Berufswahl keine leichte. Die Eltern ermöglichten aber den Söhnen Julius und Gottlieb – statt eines möglichen Studiums und trotz begrenzter finanzieller Möglichkeiten – eine solide Ausbildung, verbunden mit der Möglichkeit, bekannte Gärten zu besuchen und teilweise in ihnen zu lernen. Anstatt in Neusüdende Nachfolger des Vaters zu werden, dessen Lebensumstände nach 1820 immer problematischer wurden, zog es Gottlieb nach auswärts, nach seiner Lehre in Herrenhausen bei den bekannten Botanikern Wendland Vater und Sohn zunächst nach Weimar, wo er im Garten der großherzoglichen Residenz Belvedere fast täglich Besuch vom Großherzog und dessen „Freund Goethe“ erhielt. Auf die dortigen Mitglieder der Gärtnerdynastie Sckell war Bosse allerdings nicht gut zu sprechen, weshalb die Wanderschaft nach einigen Monaten weiter durch Thüringen, Sachsen und Böhmen nach Wien ging. Überall wurden Gärten inspiziert und fachmännisch bewertet. Endlich fand er in Bruck an der Leitha, 40 km südöstlich von Wien, bei den Grafen Harrach in „einem der berühmtesten Parks an der äußersten Grenze Deutschlands“ eine neue Arbeitsstelle (1821–1825). Über die knapp vier Jahre dort schwärmte er noch Jahre später. 1825, d.h. mit 26 Jahren, fand er seine Lebensstellung als Hofgärtner der Fürstin von Sagan (später des Fürsten Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe) auf Schloss Ratiborice bei Skalitz in Böhmen, wo er einen schottischen Gärtner ablöste. Bosse lässt bei dieser Gelegenheit eine interessante Bemerkung einfließen: Dass schöne ‚englische Gärten‘ in Deutschland, so auch in Ratiborice, nicht von Engländern, sondern von Deutschen gestaltet würden, sei vor allem in der Ausbildung be-

gründet; Engländer seien nur „Teilgärtner“, Deutsche hingegen in der Gartenkunst umfassend ausgebildet. Bosse gestaltete den Garten in Ratiborice und erwanderte sich die Region; mit gartenbegeisterten Adligen bereiste er andere Gärten, so z.B. 1837 den des Fürsten Pückler in Muskau (eigener Bericht S. 103 ff.). In groben Zügen geht er auch auf seine diversen Gartenaufträge in Österreich ein. 1840 besuchte er noch einmal seine alte Oldenburger Heimat, aus der ihm gelegentlich sein Bruder Julius Lehrlinge schickte. Ausführlich berichtet er über Geschwister und Geschwisterkinder, von denen einige auch in die USA auswanderten bzw. auswandern mussten. Kurze Ergänzungen betreffen „Die ‚Oldenburger Colonie‘ in Böhmen, vor allem nach dort ausgewanderte Oldenburgerinnen (S. 97-102), die Reise nach Muskau 1837 (S. 103-117) sowie eine kurze Trauerrede zum Tod von Vater Christian Ludwig von 1832. Auszüge dieser im lebendigen, oft humorvollen Ton verfassten Erinnerungen, die ursprünglich nur für die Familie gedacht waren, hat Pauly bereits 1992/1993 in ihrem „Rasteder Archivboten“ veröffentlicht. Über die Herkunft und den heutigen Aufbewahrungsort des handschriftlichen Manuskripts, von dem im Rasteder Gemeindearchiv Fotokopien bewahrt werden, schweigt sie sich auch in dieser vollständigen Fassung aus. Inhaltlich unbekannt waren die „Erinnerungen“ nicht, da zwei maschinenschriftliche Abschriften seit längerem im Landesarchiv liegen (Dep 153 Familie Tappenbeck) wie auch eine kleine Anzahl von Unterlagen zu Gottlieb Bosse, die vielleicht auch noch hätten berücksichtigt werden können (u.a. ein Reisebericht). Es ist in jedem Fall Paulys Verdienst, die Erinnerungen, aus denen in der Vergangenheit immer wieder mal zitiert wurde und die anschaulich die Lebensverhältnisse der Familie Bosse in Rastede beschreiben, nun komplett ediert zugänglich gemacht zu haben. 50 Abbildungen lockern den Text auf und vier Stammtafeln am Ende erleichtern den Überblick über die diversen Verwandtschaftsverhältnisse. Unerwartet wurden Bosses „Lebenserinnerungen“ auch das letzte Werk der langjährigen und bekannten Rasteder Ortshistorikerin Pauly, die kurz vor dem Erscheinen des Buches im Frühjahr 2019 verstarb.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Antje Sander: *Die Zeit der Häuptlinge. Ein Lese- und Bilderbuch*. Oldenburg: Isensee 2019, ISBN 978-3-7308-1558-8, 61 S., 35 Abb. (= Kataloge und Schriften des Schlossmuseums Jever, Heft 35), 8,50 €.

Passend zur Ausstellung „Die Zeit der Häuptlinge“ im Schlossmuseum Jever (16. Juni 2019 bis 31. Januar 2020) erschien 2019 unter demselben Titel ein Lese- und Bilderbuch von Antje Sander zu der Thematik der politischen Entwicklung und dem Aufstieg der Häuptlinge in Friesland. Im Mittelalter gab es in Friesland keine zentrale Herrschaft. Erst mit der zunehmenden Machtetablierung und Machtrepräsentation nach der Mitte des 14. Jahrhunderts setzten sich die sogenannten *Hovetlinge* – Häuptlinge – als Oberhäupter im friesischen Gebiet durch. Hierbei spielte die Eigeninszenierung und die damit verbundene Abgrenzung von den ‚einfachen‘ Friesen eine besondere Rolle: Durch ihre repräsentative Kleidung, ihren neuartigen Wohnstil und durch ihre an das mittelalterliche Europa angepasste Lebensart setzten sich die Häuptlinge von den „als *ingeseten* bezeichneten Einwohnern“ (S. 9) ab. Sie verknüpften sich immer mehr mit dem Netz der europäischen Heiratspolitik, ließen ihre Kinder an fremden Höfen unterrichten und versuchten dadurch, ihr Gebiet und ihren Machtanspruch über ihre Grenzen hinweg zu erweitern. Jedoch übten sie sich auch in Abgrenzung nach außen – zum spätmittelalterlichen Europa. Die damit verbundene Darstellung der Homogenität im Inneren unter den friesischen Häuptlingen mag zunächst wie eine fabelhafte Vorstellung klingen, doch auch unter den verschiedenen Landesgemeinden des Frieslandes war das 14. und 15. Jahrhundert von Fehden und Konflikten geprägt. „So war man sich lange nicht einig, ob man sie zum Adel zählen soll oder nicht“, fasst Antje Sander die Forschungsproblematik der Ausstellung knapp zusammen (NWZ, 15.06.2019). Mit dem Lese- und Bilderbuch reiht sich die Autorin damit hervorragend

in eines der umstrittensten Themen der mittelalterlichen Sozial- und Verfassungsgeschichte ein: die Entstehung des Adels im Frühmittelalter, seine Entwicklung und die damit verbundene Herrschaftsausübung. Das Lese- und Bilderbuch flankiert mit 30 kleinen Kapiteln, wobei sich jeweils ein Kapitel über etwa eine Doppelseite erstreckt, sowie etlichen Abbildungen, Karten und Fotografien von Exponaten die museale Aufbereitung der Herrschaftsentwicklung der Häuptlinge in Friesland – „Stoff für Geschichten von Krieg und Liebe, Macht und Pracht“ (S. 9). Die ersten fünf Kapitel sind so konzipiert, dass sie die breite Masse erreichen und den Lesern die Geschichte des Handels, des Rechts und der Konflikte Frieslands im Spätmittelalter näherbringen. Die folgenden Kapitel drehen sich rund um die Thematik des Burgenbaus und dessen Signifikanz für den Ausbau der Herrschaft der Häuptlinge. Hierbei ist erfreulich, dass immer wieder Bezüge zum Schloss zu Jever (in dem die Ausstellung präsentiert wurde) und weiteren, heute noch bestehenden Bauten in Friesland gezogen werden, so dass der Leser ein lebendiges Bild vor Augen bekommt, wie die Region einmal ausgesehen haben kann. In den darauffolgenden Kapiteln geht Antje Sander auf verschiedenste Sachverhalte ein, durch die sich die Häuptlinge von den restlichen angrenzenden Herrschaftsgebieten lossagen wollten, sich diesen jedoch im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts annäherten. Hier sei besonders das Kapitel „Vom Feindbild zum Vorbild“ (S. 35) hervorgehoben, in dem die Annäherung der Häuptlingsgeschlechter an die Symbolfigur des gerüsteten Ritters erläutert wird, welcher zuvor als „Symbolfigur des auswärtigen Feindes“ (S. 35) stilisiert wurde. Während die erste Hälfte des Buchs in einzelnen thematischen Schwerpunkten die Zeit bis zum 16. Jahrhundert darstellt, so konzentrieren sich die letzten acht Kapitel auf die späte Zeit der Häuptlinge im 16. Jahrhundert. So wird besonders die weltoffene Herrschaft Fräulein Marias von Jever (1500–1575) und die damit verbundenen Änderungen des Kleidungs- und Wohnstils hervorgehoben. Eine drastische Folge dieser Änderungen sollte wohl das Schicksal des Jeverlandes nach Fräulein Marias Tod sein. Zu Lebzeiten hatte sie testamentarisch festgehalten, dass Jever an die Grafschaft Oldenburg fallen sollte, vermutlich um zu verhindern, dass das Jeverland ostfriesisch werden könnte. Die Autorin verknüpft in den 30 Kapiteln auf geschickte Weise die Geschichte der Häuptlinge mit Abbildungen und jeweiligen Quellenauszügen, sofern solche vorhanden sind. Zeitgenössische Quellen im Einklang mit dargestellten Ausstellungsexponaten bieten ein zu lobendes Bild für die Leserschaft. Hierbei ist zu beachten, dass die Texte auch für ein breiteres Publikum verfasst und dementsprechend allgemeinverständlich formuliert sind. In diesem Zusammenhang wären jedoch vielleicht einige Verweise oder Fußnoten – gerade da auf den meisten Seiten noch etwas Platz ist – wünschenswert gewesen. Auch um das Lese- und Bilderbuch besser in seiner Funktion und seinen Platz in der Forschung einordnen zu können, wären eine Einleitung und eine Zusammenfassung hilfreich gewesen. Doch auch ohne diese zusätzlichen Kapitel sind die historischen Ereignisse rund um die Häuptlinge Frieslands verständlich. Positiv ist noch der Literaturapparat am Ende des Buches zu nennen, in dem jeder fündig werden sollte, der sich vertiefend mit den Häuptlingen und ihrer Herrschaftsausübung in Friesland im Mittelalter beschäftigen möchte. Insgesamt beweist Antje Sander, die sich bereits zuvor mit entsprechenden Thematiken befasst hat (insbesondere mit der Herrschaft Fräulein Marias und dem friesischen Adel), auf den 60 Seiten wundervoll, wie eine Ausstellung auch als Buch weiter fortbestehen kann. Es gelingt ihr durch viele kleine thematische Schwerpunkte, kombiniert mit den jeweiligen Abbildungen von Exponaten der Ausstellung, Bildern und Karten sowie an passenden Stellen auch Quellenzitaten, das große Thema der Häuptlinge des Frieslandes darzustellen und diese auf anschauliche Weise einer breiten Leserschaft zugänglich zu machen.

Robert de Taube: *Das offene Versteck. Bericht eines jüdischen Landwirts aus Ostfriesland, der in Berlin im Versteck der Menge den Deportationen nach Auschwitz entkam*, hg. und eingeleitet von Hartmut Peters. Bremen: Fuego 2019, ISBN 978-3-86287-967-0, 216 S., 40 Abb., brosch., 14,99 €.

Das Buch schildert den bemerkenswerten Lebensweg eines sympathisch wirkenden Mannes aus dem Nordwesten Deutschlands. Schon das Cover, auf dem der Protagonist Robert de Taube dem Leser freundlich entgegenblickt, weckt Interesse an der niedergeschriebenen Geschichte des jüdischen Landwirts. Die Veröffentlichung dieser autobiografischen Erzählung des am 16. November 1896 in Neustadtgödens geborenen Robert de Taube ist durch viel Glück und die Unterstützung seiner Familie ermöglicht worden, denn erst 2018 wurden in den USA drei unscheinbare Audiokassetten aufgefunden. Auf ihnen ist ein Gespräch von de Taube mit seinem Neffen Walter John Pohl aufgezeichnet. Es hatte bereits 1971, bei einem Besuch Pohls auf dem Hof seines Onkels in Ostfriesland, stattgefunden. Nach diesem „Zufallsfund“ – die Umstände bleiben recht unklar – wurde dieses Beispiel für Oral History von dem ehemaligen Lehrer und in der Region bekannten, engagierten Regionalhistoriker Hartmut Peters ediert und kommentiert. In einer Einleitung skizziert er dabei die Lebensgeschichte von Robert de Taube. Zunächst umreißt er die Familiengeschichte der in Wilhelmshaven und dem Umland beheimateten Familie des Viehhändlers Samuel de Taube und bindet sie in die örtlichen Ereignisse nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten ein. Schon die Vorfahren von Robert de Taube waren zu Wohlstand gekommen und residierten unter anderem im Offiziersviertel der schnell wachsenden, noch jungen preußischen Hafenstadt Wilhelmshaven. 1918 erwarb Robert de Taubes Vater schließlich das Horster Grashaus. Dieser nahe Neustadtgödens, südlich von Wilhelmshaven, gelegene Gutshof hatte eine lange Tradition und war einer der größten in der Region. Heute gehört das weiterhin als Hof bewirtschaftete Horster Grashaus zur Gemeinde Friedeburg im Landkreis Wittmund. Verkauft hat Robert de Taube sein Anwesen erst 1973, nachdem er das Gut über viele Jahre verwaltet hatte. Es ist deshalb auch ein zentraler Punkt in seiner Lebensgeschichte. Im Zentrum der edierten Audioaufzeichnung stehen allerdings seine Erlebnisse während der NS-Zeit, insbesondere sein Überlebenskampf während des Krieges. Schon in den 1930er Jahren waren die Repressalien, denen die Familie de Taube wegen ihres jüdischen Glaubens ausgesetzt war, deutlich zu spüren. Sie gipfelten in der Festnahme der Familie gemeinsam mit anderen Juden aus Neustadtgödens und Umgebung während der Pogromnacht im November 1938. Für Robert de Taube und weitere Familienmitglieder folgte eine 4-wöchige Inhaftierung im Konzentrationslager Sachsenhausen. Das Horster Grashaus, das Robert de Taube seit etwa 1920 mit seinem Bruder Ernst erfolgreich bewirtschaftet hatte, wurde beschlagnahmt und musste unter Zwang an die Hannoversche Siedlungsgesellschaft (HSG) abgetreten werden, die es dann dem örtlichen Kreisbauernführer zum Kauf anbot. Einige Familienmitglieder schafften es rechtzeitig ins Exil, wie auch die Eltern Samuel und Rosa de Taube. Ein Teil der Geschwister kam mit ihren Familien in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten ums Leben. Für Robert de Taube begann mit Kriegsausbruch eine Odyssee: Er musste Wilhelmshaven verlassen und flüchtete im Frühjahr 1940 nach Berlin. Dort bemühte er sich zunächst noch um eine Ausreise nach Südamerika, was jedoch scheiterte. Auf Geheiß der Gestapo leistete er Zwangsarbeit in einer Fabrik in Kreuzberg und entschloss sich letztlich, nach der Deportation seines Bruders Ernst mit Ehefrau nach Auschwitz, unterzutauchen. Um seine Identität zu verschleiern, nutzte er unterschiedlichste Strategien und berichtete von abenteuerlichen Erlebnissen. Hartmut Peters fasst diese Irrwege so zusammen: „Er handelte mit Gemüse, Obst und Kleidungsstücken, arbeitete als Gärtner und Hausmeister und lebte nacheinander und manchmal gleichzeitig unter einem Dutzend Berliner Adressen“ (S. 48). Der Plan von einem „offenen Versteck“ glückte: Robert de Taube überlebte den Krieg. Doch sein unermüdliches Ringen um Gerechtigkeit und eine gesicherte Existenz hatten kein Ende. Schon bei seiner Rückkehr nach Wilhelmshaven im September 1945 legt er Zwischenstation beim Oberfinanzpräsidenten in Bremen ein, um sich über die Vermögensverhältnisse der Familie de Taube zu informieren. Doch es dauerte noch Jahre, bis die angestrebten Gerichtsverfahren die Eigentumsverhältnisse wiederherstellten. Erst gegen Ende der 1960er Jahre waren sie abgeschlossen.

Nach dem Verkauf des Horster Grashauses zog Robert de Taube in den Ort Horsten und starb nach einem bewegten Leben am 26. August 1982. – Die Edition der Lebenserinnerungen von Robert de Taube ermöglicht einen spannenden Einblick in ein Leben, um das sich laut Aussage des Herausgebers viele Jahre Legenden rankten – denn man vermutete ausführliche Informationen zu den Täufern während der NS-Zeit in seinem Testament. Die nun publizierten Lebenserinnerungen bringen eine erfrischend nüchterne, bisweilen heiter-trockene Schilderung eines jüdischen Landwirts, der nur durch viel Glück und Geschick schwerste Zeiten überlebt hat, ans Tageslicht. Auch wenn sich Robert de Taube viele Jahre mit Hartnäckigkeit für Gerechtigkeit und Wiedergutmachung eingesetzt hat, verlor er nicht seinen pragmatischen Blick auf Leben und Alltag. Auch wenn der Ursprungsnachweis der in der Einleitung verarbeiteten Informationen und verwendeten Quellen sowie die Anmerkungen präziser sein könnten, ist ein Buch entstanden, das sich leicht lesen lässt und trotz der tragischen Zeitumstände unterhaltsam ist. Fotografien und Zitate ergänzen das Geschriebene und lassen die Schilderung lebendig werden. Vorsichtige Angleichungen des Erzählten sowie die Gliederung in Kapitel schaffen eine sinnvolle Struktur der in Textform gebrachten Quelle, was als Verdienst dem Herausgeber anzurechnen ist.

Wardenburg

Romy Meyer

Jürgen Vortmann: *Auswanderer aus dem alten Amt Cloppenburg*. Cloppenburg: Heimatbund für das Oldenburger Münsterland 2018, ISBN 978-3-941073-24-1, 392 S., zahlr. Abb., kart. (= Die Rote Reihe, Bd. 20), 26,- €.

Jürgen Vortmann legt mit dem 20. Band der „Roten Reihe“ des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland ein wichtiges Buch zur Auswanderung aus dem alten Amt Cloppenburg vor. Untergliedert in fünf große Kapitel nähert sich Vortmann dem nicht nur für Genealogen interessanten Thema der Migration von Cloppenburgern im 19. Jahrhundert. Nach einer Darlegung der Quellengrundlage und dem methodischen Vorgehen wirft Vortmann einen detaillierteren Blick auf die Beweggründe, die zahlreiche Menschen zu einem Aufbruch aus ihrer Heimat veranlassten. Ein Bündel an Ursachen kann für die Ausreise aus dem Oldenburger Münsterland festgemacht werden. So führte unter anderem eine Bevölkerungszunahme verbunden mit Missernten, ein Niedergang des Leinenhandels und ein Rückgang aus den Einnahmen aus der Hollandgängerei – verschiedenste Erwerbsdienste in den Niederlanden – zu einer Auswanderungswelle, die ab 1830 rasant zunahm und erst um 1870 wieder deutlich abebbte. Aber auch eine Flucht vor dem Militärdienst und ein Leben als Seemann zogen Cloppenburger in die Ferne. Insbesondere aus den Kirchspielen Steinfeld und Lohne fanden sich trotz der ländlichen Umgebung und der relativ großen Entfernung zur Nordsee etliche Seefahrer. Tausende Menschen verließen die Ämter Vechta und Cloppenburg, unter denen sich hauptsächlich Heuerleute, Ackerknechte, Tagelöhner und Handwerker befanden. Dass Akademiker, wie beispielsweise Apotheker, die Auswanderung wagten, kam selten vor, wie Vortmann festhält. Das dritte Kapitel ist dem Aufbruch in die neue Welt, hauptsächlich den Vorbereitungen und den Abläufen der Reisen gewidmet. Dabei wird die Rolle der Auswandereragenten beleuchtet und die einzelnen Schritte werden thematisiert, die zu einer offiziellen Entlassung aus dem Untertanenverband führten. Die Anmeldung eines Auswanderungswunsches bei der Obrigkeit und die Überprüfung, ob die betreffende Person eventuell noch Schulden zu begleichen hätte, zeigen nicht nur die Funktionsweisen der Verwaltung im 19. Jahrhundert auf. Die in diesem Kontext erstellten Dokumente sind zudem auch eine zentrale Quelle für Genealogen und die Auswanderforschung. Die legalen Routen in die neue Heimat führten in der Regel über Bremerhaven, Rotterdam und das französische Le Havre. Hamburg war vor allem für die illegal Auswandernden kein geeigneter Fluchtpunkt, da hier die Kontrollen engmaschig gewesen sein sollen. Mit aussagekräftigen Quellenbelegen zeichnet Vortmann die Reiseverläufe

von Cloppenburg zu Fuß oder auf dem Pferdewagen bis nach Bremerhaven sowie der Schiffsreise an den Bestimmungsort nach. Die Strapazen und Einzelschicksale werden so plastisch greifbar. Ein Exkurs auf die Ansiedlungspolitik in den USA rundet dabei das Bild ab. Aufschlussreich sind die Ausführungen im vierten Kapitel, die die Zielorte der Wanderungsbewegungen untersuchen. Die Auswanderungsziele waren dabei so vielfältig wie exotisch. Darunter befanden sich verschiedenste Orte in den Niederlanden, die in Relation zu den Zielen Australien und Neuseeland gefahrloser zu erreichen waren. Doch Auswanderer aus dem Amt Cloppenburg zog es auch nach Ostasien, Osteuropa, Südamerika und England. Die meisten Auswanderer lockten prozentual gesehen allerdings die USA an, doch verdeutlichen die anderen Ziele, dass die Cloppenburger im 19. Jahrhundert weltweit ihr Glück suchten. Vortmann listet die von ihm identifizierten Migranten mit kurzen Lebensbeschreibungen in den amerikanischen Städten auf, unter denen Maria Stein in Ohio, Oldenburg in Indiana und Germantown sowie Teutopolis in Illinois ihre „deutschen Wurzeln“ deutlich im Namen tragen. Beim folgenden fünften Kapitel, das fälschlicherweise als Kapitel 7 bezeichnet wird – ein sechstes Kapitel liegt nicht vor – handelt es sich um ein Verzeichnis, das die Auswanderer aus den Kirchspielen Cloppenburg, Bethen, Vahren, Stapelfeld, Cappeln, Emstek und Molbergen auflistet. Insbesondere dieser Teil der Monographie dürfte für Familienforscher eine unschätzbare Quelle darstellen, da hier neben den Namen, Geburtsdaten und -orten auch die Auswanderungsziele und sogar die Transportschiffe zu finden sind. Zahlreiche Abbildungen, Fotografien und Porträtfotos von Auswanderern illustrieren den Text. Zwei kleine Wermutstropfen bleiben am Ende der Lektüre allerdings stehen: zum einen die Feststellung, dass die Quellenzitate aus der Sekundärliteratur und nicht nach den Archivalien zitiert werden. Zum anderen irritieren die Formatierungsfehler (Kapitel 7 statt Kapitel 5) und Überschriftenfragmente in der Kopfzeile (S. 79). Doch trüben sie mitnichten den positiven Gesamteindruck des Bandes.

Oldenburg

Martin Schürer

Christian Wiegand: *Kulturlandschaftsräume und historische Kulturlandschaften landesweiter Bedeutung in Niedersachsen. Landesweite Erfassung, Darstellung und Bewertung*. Hannover: NLWKN 2019, ISSN 09 33-12 47, 338 S., zahlr. Abb., geb. (= Schriftenreihe Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen des NLWKN, Heft 49), 19,- €.

Es ist ein großes Verdienst des Niedersächsischen Landesbetriebes für Wasserwirtschaft, Küsten- und Naturschutz (NLWKN) sowie des Mitherausgebers, des Niedersächsischen Heimatbundes (NHB), endlich das Themenfeld *Kulturlandschaften* in Niedersachsen aufgegriffen und mit dieser Studie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. Einschlägige gesetzliche Aufträge sind seit langem nicht nur im Naturschutz-, sondern auch im Raumordnungs- und Denkmalrecht verankert – jedoch: Das Thema führte bisher ein eher verborgenes Nischendasein. Die reiche Bebilderung des Gutachtens macht auch dem interessierten Laien Lust auf einen Lesezug durch die 42 flächendeckend identifizierten Kulturlandschaftsräume Niedersachsens. Die 71 ausgewählten historischen Kulturlandschaften vermitteln einen erfreulichen Eindruck von der Vielfalt des kulturlandschaftlichen Erbes in diesem Bundesland, das damit seinen Bürger/-innen aus neuem Blickwinkel nähergebracht wird. Jedem Kulturlandschaftsraum werden vier, jeder historischen Kulturlandschaft zwei Seiten gewidmet, so dass eine gut lesbare Überblicksdarstellung entstanden ist. Die kurzen und prägnanten Texte sind einheitlich gegliedert. Sie umfassen bei den Kulturlandschaftsräumen die Aspekte Morphologie, Geologie, Böden, ferner Gewässer, Klima sowie die Besiedlungs- und Nutzungsgeschichte, bei der historisch bis in die Jungsteinzeit weit zurückgegriffen wird. Die aktuelle Raumnutzung wird in Text und Grafik dargelegt und typische historische Kulturlandschaftselemente und -strukturen wie Wallhecken, Plaggenesche oder Handtorfstiche werden kurz aufgelistet. Die historischen Kulturlandschaften sind jeweils einem Kulturlandschaftsraum zugeordnet und werden unter

den Aspekten Größe und Lage des Gebietes, Beschreibung des Raumes und Bedeutung charakterisiert. Quellenangaben ergänzen die einzelnen Beschreibungen. Mit seiner Fachgruppe Kulturlandschaft – der Autor ist einer der beiden Vorsitzenden – hatte sich der NHB bereits seit über 20 Jahren in mehreren Projekten den historischen Kulturlandschaften bzw. Kulturlandschaftselementen und -strukturen gewidmet. Das dabei angesammelte Wissen ist merkbar eingeflossen. Die Grundlagen für die vorliegende Studie haben zwei Planungsbüros – darunter das Büro des Autors – in einem Gutachten im Auftrag des NLWKN erarbeitet. Anlass war die im Jahr 2014 beschlossene Aufstellung eines neuen Landschaftsprogramms, dessen Entwurf seit 2018 vorliegt. – Die Studie umschließt zwei Betrachtungsebenen: eine flächendeckende Raumgliederung Niedersachsens unter dem Leitbegriff „Kulturlandschaft“ und eine (ausdrücklich nicht abschließende) Erfassung kleinräumiger (Mindestgröße 25 ha) Kulturlandschaften, die als historisch bezeichnet werden können und denen eine „landesweite Bedeutung“ beigemessen wird. Die beiden Ebenen sind auf den ersten Blick einleuchtend, aber bei näherer Betrachtung offenbart sich deren inhaltliche Verknüpfung nur schwer. Sie wirken eher additiv: Die zugeordneten historischen Kulturlandschaften spiegeln oft weniger die Eigenarten des Kulturlandschaftsraumes wider als vielmehr den Typus wie etwa: Wallheckenlandschaft, Fischteichanlage, Moorsiedlungen. Nur indirekt kann der Leser erkennen, dass die Studie primär auf die so notwendige Erfassung *historischer* Kulturlandschaften abzielt. Hier wäre ein anderes Vorgehen denkbar und vielleicht auch effizienter gewesen. Eine Liste aller in Niedersachsen vorkommenden Typen historischer Kulturlandschaften hätte man sich zumindest als Ergebnis des Erarbeitungsprozesses in einem Anhang gewünscht. Sie könnte für die weitere Vertiefung ein hilfreiches inhaltliches Suchraster bieten. Allzu kurz erläutert der Autor einleitend das methodische Vorgehen. Dies ist insofern bedauerlich, als die Raumabgrenzungen für die 42 Kulturlandschaftsräume, die Texte und die Auswahlkriterien für die 71 historischen Kulturlandschaften manche Frage offenlassen, deren Beantwortung für eine gute Nachvollziehbarkeit und Akzeptanz notwendig wäre. So erläutert der Autor zwar, dass sich ein Kulturlandschaftsraum neben den naturräumlichen Grundlagen und der Flächennutzung aus weiteren kulturellen Wirkgrößen ergibt: aus der Territorialgeschichte mit ihrer Identitätsbildung, aus den Konfessionen, den Bauweisen und Siedlungsstrukturen sowie den Sprachgrenzen. „Mensch und Landschaft haben sich wechselseitig geprägt.“ Letztendlich wird das Zustandekommen der kulturlandschaftlichen Raumgliederung aber nur teilweise transparent, obwohl die Ergebnisse in vielen Fällen durchaus plausibel wirken. Aber häufig wäre eine andere Abgrenzung gut gerechtfertigt gewesen. Der Grund für diese mögliche Variabilität liegt nicht nur in der gewiss großen fachlichen Herausforderung der Aufgabenstellung, sondern in der Ausgestaltung des Erarbeitungsprozesses unter Beteiligung eines Expertenkreises. Die Liste der beteiligten Personen ist abgedruckt, es handelt sich überwiegend um Fachleute aus dem behördlichen Naturschutz. Das Oldenburger Land und dessen Landkreise waren mit keiner Person vertreten. Vor diesen Hintergründen wäre es wünschenswert gewesen, die Raumgliederung nicht als ein abschließendes Arbeitsergebnis von Experten zu präsentieren, sondern als Diskussionsvorschlag zu deklarieren. Zumal die Beteiligten der Überzeugung sind, dass die Befassung mit Kulturlandschaften „identitätsstiftend“ wirkt und eine „Basis für Verbundenheit und Heimatgefühl“ bildet. Das gelingt mit Vorgaben durch Experten selten. Dass man im Expertenkreis stets von einem *Entwurf* ausgegangen sei und dass man dies in der Publikation hätte deutlicher machen müssen, räumt der Autor auf Nachfrage ein. Offen bleibt jedoch, wie der Entwurf weiterentwickelt werden soll, und welche Relevanz er für ein neues Landschaftsprogramm hat. Die Notwendigkeit einer vertiefenden und breiteren Debatte wird in Bezug auf das Oldenburger Land deutlich. Dessen territoriale Grenzen sind in den acht Kulturlandschaftsräumen, an denen das Oldenburger Land einen flächenmäßigen Anteil hat, nur selten wiederzuerkennen. Lediglich in der Abgrenzung der Kulturlandschaftsräume „Oldenburger Münsterland“ und „Saterland“ haben sie einen eindeutigen Niederschlag gefunden. Befremdlich ist, dass die Stadt Oldenburg in einem Kulturlandschaftsraum „Oldenburger Geest mit Ammerland“ aufgeht. Andere methodische Wege im Umgang mit Städten wären möglich gewesen. Lediglich Hannover und Braunschweig bilden eigenständige Kulturlandschaftsräume.

Nicht nur hinsichtlich des Umgangs mit Städten vermisst man beim vertiefenden Lesen eine bessere Begriffsklärung. *Kulturlandschaft* wird leider nur indirekt über einzelne Kriterien konstituiert und vor allem nicht gegen den etablierten Begriff *Landschaft* abgegrenzt. Auch bleibt offen, warum manchen Facetten einer offenbar als Ganzheit gedachten Kultur (z.B. Sprache) eine entscheidende landschaftsbildende Kraft zugesprochen wird, wie im Kulturlandschaftsraum „Saterland“. Gibt es eine Kausalität zwischen Sprache und Landschaft? Die scheinbar weitgehend fehlende Bedeutung der Territorialgeschichte des Oldenburger Landes für die Bildung von Kulturlandschaftsräumen mag zutreffen, wird aber in den entsprechenden Texten leider nicht erläutert. In diesem Zusammenhang verwundert, dass ein Kulturlandschaftsraum „Schaumburg“ abgegrenzt wird – wegen dessen „eigenständiger Territorialgeschichte und stark ausgeprägten schauburger [sic!] Identität“. Möglicherweise wirkt die im Inneren viel beschworene regionale Identität Oldenburgs von außen eher wie ein kulturelles Konstrukt. Oder ist „Hannover“ eben doch zu weit weg, wie gerne kolportiert wird? Wahrscheinlich kann das Lebensgefühl einer Identifikation letztlich nur durch Befragen der Bevölkerung festgestellt werden. – Begrifflich deutlich klarer orientiert sich die Studie bei den „historischen Kulturlandschaften“ an der im Jahr 2001 von der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland veröffentlichten Definition. Die Herausgeber betonen, dass die hier vorgestellte Auswahl „historischer Kulturlandschaften von landesweiter Bedeutung“ nicht abschließend sei. Vielmehr sei es Aufgabe der Stadt- und Landkreise, im Zuge der Fortschreibungen der Landschaftsrahmenpläne hier vertiefend anzuschließen. Zur Unterstützung hat das NLWKN vor kurzem eine Arbeitshilfe herausgegeben (Informationsdienst Naturschutz Niedersachsen 4/2019). Eine regionale Fortführung ist sehr zu begrüßen, impliziert aber eine Wertung. Denn die Etikettierung der selektierten historischen Kulturlandschaften als „landesweit bedeutsam“ ist von hoher Relevanz. Derart bewertete Gebiete fließen mit deutlich stärkerem Gewicht in raumplanerische Abwägungen ein, werden in der Regel bei Förderprogrammen prioritär bedacht und genießen eine höhere politische Aufmerksamkeit. Viele historische Kulturlandschaften waren im Erarbeitungsprozess von den Unteren Naturschutzbehörden benannt worden, eine erfreulich partizipative Vorgehensweise. Gerne würde man erfahren, welche Landkreise keine Meldungen gemacht haben. Den wichtigen – weil wertenden – Auswahlvorgang würde der Leser gern in einer Übersichtstabelle nachvollziehen können, die für alle untersuchten (auch nicht als „landesweit bedeutsam“ eingestuften) Gebiete die Beurteilungen aufzeigt nach den verwendeten Kriterien („Ausmaß der historischen Prägung“, „Bedeutung“, „Repräsentanz“). Die Studie hätte damit deutlich an Gewicht und Aussagekraft gewonnen. So bleibt z.B. offen, warum die „Meißendorfer Teiche“ mit einer seit 1960 bereits aufgegebenen Fischwirtschaft eine landesweit bedeutsame historische Kulturlandschaft darstellen, nicht jedoch die Ahlhorner Fischteiche. Dort wird die historische Nutzung heute noch landschaftsbildend betrieben und die Herausgeber betonen, dass es gerade nicht um „den musealen Erhalt“ solcher Gebiete geht. Fraglich ist auch, warum sich weder in der ehemaligen Residenzstadt noch im zugeordneten Ammerland eine historische Kulturlandschaft von landesweiter Bedeutung befindet. Ohnehin fällt die Ausstattung des Oldenburger Landes mit historischen Kulturlandschaften bei insgesamt sechs Gebieten auffallend mager aus: „Moorriem“, „Pestruper Gräberfeld“, „Elisabethfehn“, „Heide an der Thülsfelder Talsperre“, „Burgwald Dinklage“, „Visbecker Mühlen- und Geestlandschaft“. – Die instrumentelle Verknüpfung der Studie mit der Aufstellung eines neuen Landschaftsprogramms dürfte der aktuellen Ressortierung geschuldet sein. Eine dauerhafte Anbindung allein an den amtlichen Naturschutz ist aber nicht zwingend und kann sogar Chancen für die sehr wünschenswerte Etablierung dieser Thematik versperren. Kulturlandschaften – auch historische – sind Lebensräume der Menschen, prägen ihren Alltag und bedürfen einer deutlich stärkeren Partizipation bei ihrer Weiterentwicklung. Ob und wie schnell sich die Unteren Naturschutzbehörden mit einer Vertiefung und vor allem mit Maßnahmen befassen werden, ist letztlich dem politischen Engagement in der Region anheimgestellt. Eine Verortung der historischen Kulturlandschaften im Landschaftsprogramm und in den Landschaftsrahmenplänen und damit im Naturschutz nimmt der ganzheitlichen Raumordnung zudem die Verpflichtung, sich eigenständig der Aufgabe zu widmen. Instrumente der

aktiven Regionalentwicklung könnten dem Anliegen eine bessere Akzeptanz und einen höheren Stellenwert geben. Ein entsprechendes ausblickendes Kapitel hätte man sich in der Studie gewünscht. Auch hätte das offenbar umfassende Kulturverständnis aller Beteiligten eine viel breiter angelegte transdisziplinäre Zusammenarbeit nahegelegt. Diese Überlegungen und die offenkundigen Notwendigkeiten, die Thematik für das Oldenburger Land weiter zu bearbeiten, geben den Impuls dafür, dass sich eine regionale Kulturinstitution dieser Aufgabe widmet. Hier wäre die Oldenburgische Landschaft ein geeigneter Träger, der in Zusammenarbeit mit interessierten Stadt- und Landkreisen sowie weiteren Organisationen wertvolle Akzente setzen könnte. Die Studie liefert dafür – trotz der hier geäußerten Kritik – eine gut geeignete Vorlage.

Wardenburg

Carola Becker